



Berlin, den 28. Februar 1905.

Goethes Gott.

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen, — unermüdet, aus ihr herauszutreten, und unermüdet, tiefer in sie hineinzudringen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte. Sie scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht; und doch spielt sie für uns, die wir in der Ecke stehen. Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillstehen in ihr. Sie ist fest, ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen sind selten, ihre Gesetze unwandelbar. Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann. Die Menschen sind Alle in ihr und sie ist in Allen. Mit Allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie spricht ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen: die Bahn kennt sie. Wer ihr vertraulich folgt, Den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung; und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hält den Menschen in Dumpsheit ein und spornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, trüg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf. Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Jedes Bedürfnis ist Wohlthat,

schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thron über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen: und hat an Allen ihre Freude und findet bei Allen ihre Rechnung. Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelind, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trugt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele; und am Besten ist's, ihre List nicht zu merken. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer die selbe. Sie hat mich hereingestellt: sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Rein; was wahr ist und was falsch ist: Alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld. Alles ist ihr Verdienst.

Diese Gedanken sprach Goethe 1782 aus, hundertundzwanzig Jahre vor der Epoche deutscher Geistesgeschichte, deren religiöser Drang, so lesen wir eben, in dem von Wilhelm dem Zweiten an den Admiral Hollmann geschriebenen Brief den klarsten und stärksten Ausdruck gefunden hat.

Dom Adol.

In einem kleinen Orte der Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigte man mir einen blassen, mageren Mann mit langweiligem Gesicht und sagte erwartungsvoll: „Sehen Sie; Das ist auch ein Adelliger aus Deutschland“. Ich dachte zuerst, der Sprecher erwarte, daß sich ein heftiges Latzwan-Gefühl bei mir bemerkbar machen werde; es hatte aber noch eine andere Bewandniß mit meinem Standesgenossen. Der durch irgend welche Stürme an diesen Ort verschlagene Herr von X hatte zuletzt in einer benachbarten Fabrikstadt als Konstruktionszeichner eine auskömmliche Anstellung gefunden und war, wie der Deutsch-Amerikaner sagt: gut ab; auch hatte er das amerikanische Bürgerrecht erworben. Da ereignete es sich bei der Lohnzahlung, daß sein Name aufgerufen wurde, und zwar ohne die Adelspartikel, die ihm als amerikanischem Bürger auch nicht mehr zustand. Von X rührte sich nicht. Nach wiederholtem Aufruf erklärte er: Ich heiße Von X; und mit der selben Bestimmtheit und größerem Recht wurde ihm jedesmal die Antwort: Sie heißen X. Er gab nicht nach, wurde schließlich entlassen und blieb seitdem ohne feste Beschäftigung, bis er den eben so ehrenvollen wie wenig einträglichen Posten des Nachwächters in einem whole sale store

erhielt und sein Leben, abgeschlossen und abseits von anderen Menschen, auf kümmerliche Weise weiter fristete.

2. In den selben Ort kam ein reicher Fabrikant, auch Deutschamerikaner, aber in Amerika geboren, um dort eine Fabrik von Artstielen anzulegen. Als er hörte, daß ich nach Europa zurückgehen wolle, suchte er mich mehrfach auf und erklärte, er wisse bestimmt, daß er einer reichen adeligen Familie entstamme, der einzige Erbe sei und mich bitte, ihm zu diesem Erbe, natürlich einem Schloß mit prächtigen Waldungen, zu verhelfen. Eine lange phantastische Geschichte von gestohlenen Kindern, treuen Dienern, Auswanderung aus Deutschland und — abermals natürlich — verlorenen Papieren. Sein Hauptargument war aber: Ich fühle mich immer zu „vornehmen“ Leuten hingezogen und weiß am Gefühl ganz bestimmt, daß ich adeliger Abkunft bin. Im Uebrigen war er, wie gesagt, sehr wohl situiert, in seinem Wesen völlig Amerikaner und benahm sich nach den Mahlzeiten sehr unappetitlich.

3. In Deutschland hatte mir ein Schreibmaschinenfräulein beim Engagement Schilderungen ihres Könnens gemacht, die sich nachher als nicht der Wahrheit gemäß herausstellten. So schmerzlich es mir war, mußte ich ihr Vorhaltungen machen und wir trennten uns im Zorn; beim Abschied erklärte sie, sie gehöre der ältesten jüdischen Aristokratie an und könne sich eine solche Behandlung nicht gefallen lassen.

„Typisch“ sind diese drei Fälle wohl nicht, eben so wenig kann man ihnen aber wegen des ungewöhnlich scheinenden Milieu eine allgemeine Gültigkeit absprechen. Unter ganz verschiedenen Verhältnissen ließen sich ganz verschiedene Individuen durch das selbe Gefühl leiten. Nummer 1 handelte unter seinem Zwange direkt gegen den gesunden Menschenverstand und sein eigenes Interesse, gab sich auf für die „Jdee“. Nummer 2 hatte ein langes erfolgreiches Geschäftsleben hinter sich, daß er auch als anerkannt adeliger Schloßherr nicht aufgegeben hätte, und konnte trotzdem nicht von seinem stets konservierten und gehegten Wahn lassen. Bei Nummer 3 lag die Sache anders; ihr fehlte die *bona fides*. Ihre „Aristokratie“ (die verdamnten Fremdwörter!) holte sie erst hervor, als sie ihr das Selbstbewußtsein der Leistungsfähigkeit ersetzen sollte, und wandelte höchst zeitgemäß das Sprichwort um in: *ma noblesse t'oblige*. Diese Ausmünzung der adeligen Geburt fürs Geschäft ist nicht von der tippenden Dame erfunden worden, sondern viele ihrer arischen Standesgenossen wissen weit besser das „Geschäft“ daraus zu holen. Nummer 1 zeigte Charakter und repräsentiert einen Typ, der nicht selten in Deutschland zu finden ist und um dieses „Charakteres“ willen sich auch einer gewissen Achtung erfreut. Das sind die Leute, deren Leben sich fern von der Öffentlichkeit abspielt und deren einziger Genuß ist, vor ihrem Feiisch zu knien. Erst ihren Tod finden wir unter „Lokales“ verzeichnet,

wo von dem „Ableben eines alten Sonderlings“ berichtet wird, der schon die gekaufte Dauerturft unter dem fadenscheinigen Rock zu verbergen pflegte. Es giebt unter ihnen Einzelne, die ganz zufriednen sind, denn diese Existenz ist für sie eine Art, sich auszuleben; aber der „Charakter“ entpuppt sich schließlich als ererbte Zwangsläufigkeit, die Willen und Geist auf einen engen Kanal hornirt. Der entgleiste Eisenbahnwagen bleibt im Sande stehen oder liegen, weil er trotz dem veränderten Milieu nicht aufhört, ein Eisenbahnwagen zu sein; ohne Gleise kommt er nicht vorwärts. Dabei giebt es unter ihnen eine Menge der ehrenwerthesten Leute, für die im moralischen Sinn der Begriff der Entgleisung durchaus nicht vorliegt. Manche leiden schwer unter ihrer Lage, aber sie können nicht anders, obgleich sie nicht daran denken, andere Berufe oder Beschäftigungen als ihrer unwürdig zu erachten; es ist ihre Natur, die den Gabeln jeglicher Größe und Art Stand hält. Sie haben manche Beschäftigung, manchen Beruf versucht, aber ihr ererbtes Ich bleibt und der unüberbrückbare Zwiespalt zwischen ihm und den äußeren Verhältnissen lähmt den Mann, macht ihn unglücklich und unfähig. Die Vergangenheit — man kann auch sagen: die Geschichte oder die Zukunft — rächt sich an ihm, sobald er die durch sie gewiesenen Bahnen verläßt. Es ist eben so beliebt wie albern, von einer Entartung des deutschen Adels — wenn wir vorläufig noch diesen Sammelnamen gelten lassen wollen — zu sprechen, denn der Adel ist heute so gut und so schlecht, wie er je gewesen ist, eben so klug und eben so dumm. Die soziale Entwicklung und das freizügige Kapital sind aber im Begriff, über ihn hinwegzugehen, weil er nicht die Elastizität hatte, sich zum Träger — wenigstens der sozialen Entwicklung — zu machen; und wenn der Bourgeois über den Junker jammert, zeigt er damit nur seine eigene kurzsichtige Eitelkeit, die nach bald antiquirten Zielen strebt. Ich beabsichtige nicht, dem Leser jetzt in lichtvoller, sozialpolitischer und historischer Auseinandersetzung meinen „klaren und vorurtheillosen Blick“ zu beweisen noch auch „mein Nest zu beschmutzen“, sondern will nur einige Curiosa erwähnen und zu begründen versuchen.

Unendlich oft begegnet es Einem, daß ein Bürgerlicher zwischen Kaffee und Liqueur mit jener stolzen und doch so liebenswürdigen Reserve sagt: „Ja, ich begreife vollkommen, daß Sie auf Ihren Stand und Namen stolz sind.“ „Das bin ich gar nicht.“ „Na, lassen Sie nur; wie gesagt, ich habe volles Verständniß dafür, aber um nichts in der Welt würde ich den Adel annehmen, wenn er mir angeboten würde.“ „Gewiß; warum denn auch?“ „Sehen Sie, Sie würden mich nicht für voll halten. Ich kann Ihnen übrigens sagen — im Vertrauen aber, bitte —, daß meine Familie früher adelig war“ (ein mächtiger Siegelring und eine Verloque werden zur Bekräftigung gezeigt); „einer meiner Vorfahren hat den Adel abgelegt, weil er ver-

armte. Mein Vater wollte ihn wieder annehmen, aber die Papiere und Kirchenbücher waren nicht mehr aufzufinden; verbrannt jedenfalls. Ich habe meinen Stammbaum ausgearbeitet und alle Nachrichten, deren ich habhaft werden konnte, zusammengestellt und nach der historischen Wahrscheinlichkeit ergänzt. Wenn es Sie interessiert, schicke ich Ihnen die Papiere einmal zu.* Es ist immer die selbe Geschichte, vom Anfang bis zum Schluß. Ein eigenthümlicher Widerspruch, daß gerade diese Leute, die so gern das „Wörtchen ‚von‘“, wie die Marxitt sagt, ihrem Namen vorsetzen möchten, sich am Meisten darüber entrüsten, daß der Adel so wenig „nach Verdienst“ verliehen werde, sondern, weil angeboren, die Entwicklung eines Verdienstes erlicke. Auch sie sind, wie sie sind, und können nicht anders denken, als sie denken; aber daß sie so denken, ist schwer nachzufühlen. Bürgerliche Familien und Bauerngeschlechter, zum Beispiel in Dithmarschen, existiren, die sich urkundlich bis in das frühe Mittelalter zurückführen können, und in keinem von ihnen wird je ein Glied den Wunsch nach dem Adel gehegt haben. Sie haben, wie adelige Familien, bewußt oder nicht, die Familie Jahrhunderte lang auf ungefähr dem selben Niveau zu halten verstanden. Und eben Das ist, theoretisch, der innere Werth des Adels: die reine Zucht, die Beständigkeit im Wechsel. Praktisch hat sich die Entwicklung vielfach anders gestaltet, und wie es alte Eisenschiffe giebt, von denen man sagt, daß nur die dick und immer wieder aufgetragene Farbe sie zusammenhält, so auch hier. Die Maschinen leisten nichts mehr und die Wandvorfähigkeit ist gering; nur reichlicher Flaggenschmuck macht sie noch ansehnlich und zum Gegenstande des Neides. Deshalb gehört auch dieser Neid des selbstbewußten Bürgers zum Lächerlichsten, was die Naturgeschichte bietet. Natürlich ist es in erster Linie die Eitelkeit, dann äußerer Vortheil; wie oft kehrt sich dieser äußere Vortheil schon in der zweiten Generation in das Gegentheil und nur das frohe Selbstgefühl, dem „Adel“ anzugehören, bleibt! Die stabilen Lebensbedingungen, das gesunde Leben in freier Luft — trivial, aber wahr — haben das Werden der „alten Familie“ ermöglicht und thun es noch, wo Geld und Grundbesitz ist; wo es nicht war, bildete sich die Offizierfamilie, deren Zukunft als solche allem Anschein nach recht bedroht ist. Daß aber der Kapitalreichthum nicht genügt, um in diesem Sinn eine Familie zu begründen, sieht man täglich. Es ist da meist ein kluger und geschickter Mann, in dem die Familie ihren Gipfelpunkt erreicht, während die Söhne und Enkel sich auf das Tragen von Sackpaletots und auf Automobilsfahren beschränken. Die Hauptstärke der Familie, das Zusammenhalten als Clan, ist heutzutage kaum mehr neu zu schaffen; auch den alten Familien geht es immer mehr verloren und muß es verloren gehen. Man könnte auf den ersten Blick annehmen, daß gerade heutzutage es im Interesse der „Familie“ läge, auch solche Glieder noch ferner an sich zu fesseln, die in nicht standesgemäßen

Berufen arbeiten, um ihren Einfluß politisch auf sie auszudehnen. Das ist aber unmöglich, denn der Adel, wie er sein zu müssen glaubt, würde sich damit selbst verneinen. An diesem Beispiel zeigt sich anschaulich, daß nicht der Name und die Familienzugehörigkeit den Standeszusammenhang machen, sondern lediglich die materiellen Interessen und die Sicherheit, daß jedes Familienglied eben diese Interessen ganz vertritt. Kann und thut es Das nicht, so fällt es entweder von selbst aus dem Zusammenhang heraus oder wird hinausgesetzt; und umgekehrt ist der feste politische Zusammenschluß Adelliger und Nichtadelliger, wie er immer mehr hervortritt, sowohl ein Beweis, daß der Kollektiebegriff „Adel“ eine Interessentengruppe bezeichnet, als auch, daß der Adel selbst mehr und mehr aufhört, diese Interessen für sich allein in Anspruch zu nehmen. Was aber außer dieser Gruppe noch adelige Namen führt, wird in genere, abgesehen von Regenerationen durch hervorragende Persönlichkeiten, sich entweder assimiliren oder aber, bei unpraktischem Hervortreten des „Standesbewußtseins“, untergehen.

Die Verleihung des Adels, die für die Person eine Auszeichnung sein soll, wird also für fernere Generationen entweder indifferent, wenn sie nicht mit Dotationen verbunden ist, oder aber sie ist schädlich. Sie hat den selben Werth wie ein Orden und kann nur den Persönlichkeiten Freude machen, die äußerer Anerkennung bedürftig sind, sei es aus innerer oder äußerer Armuth. Wie Jemand die „Erhebung“ als solche empfinden kann, ist mir unbegreiflich; und doch giebt es solche Leute. Eben so ungreiflich erscheint das auch thatsächlich vorhandene Gefühl der Zugehörigkeit zu einem „Stand“. Wo ist außerhalb der Interessengruppe der Stand? Es ist richtig, daß lange Tradition ähnliche Lebensgewohnheiten hervorbringt und diese eine gewisse äußerliche Gemeinsamkeit zur Folge haben, die zwei Menschen zuerst schneller einander näher rückt, das Stadium, wo man einander beriecht, verkürzt; fehlt aber die Interessengemeinschaft, so kommt innere Solidarität in Folge der gemeinsamen adeligen Abkunft kaum zu Stande; eher das Gegentheil. Ganz schlimm aber sind die Neuavancirten, die keinen Satz sprechen, ohne „in unserem Stande“ einzuschalten. Nein: der Adel ist kein Stand; mit größerer Berechtigung könnte man die Katholiken einen Stand nennen. Man wird mir hier den Einwand machen, daß doch das Vorhandensein eines Standesgefühls nicht zu bestreiten sei. Das thue ich auch keineswegs und bin sogar vom Standesgefühl hier ausgegangen; ich bestreite aber, daß sich daraus auf Vorhandensein des Standes selbst schließen läßt. Abstrahiren wir das Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Vertretung und der Kampf für äußere Interessen den Gliedern der Interessentengruppe mit Nothwendigkeit einflößt, so bleibt als reines und also begründetes Gefühl nur das der Familie. Es hat einen vorwiegend retrospektiven Charakter und unterscheidet sich schon

dadurch von dem in all den Familien vorhandenen, deren Vergangenheit der lebenden Generation gar nicht oder wenig bekannt ist; deshalb ist es auch durchweg stärker. Wenn richtig angewandt, liegt hierin ein unmeßbarer erzieherischer Werth, wenn unrichtig, eine Gefahr, die sich bald zu rächen pflegt, und zwar an der Familie; ich habe darüber schon vorhin gesprochen. Die Möglichkeit der inneren und äußeren Familientradition wird aber bedingt durch Seßhaftigkeit der Familie und einen, um sich so auszudrücken, gradlinigen Verlauf durch die Generationen hindurch. Gerade diese werden durch das Zeitalter des Verkehrs und Kapitals immer mehr gefährdet und in Frage gestellt, und wenn die adeligen Grundbesitzer aufs Aeußerste für Erhaltung ihres Grundbesitzes und die Glücklicheren, die Das nicht nöthig haben, für weitere Verbesserung ihrer Lage kämpfen, so kämpfen sie in erster Linie auch für das Weiterbestehen der adeligen Familie; diese verschwindet aber schnell bis auf den Namen, wenn Geldmangel von Generation zu Generation Verzug und Ort zu wechseln zwingt. Die Einwirkung sonstiger, politischer und sozialer Verhältnisse ist mir nicht unbekannt, doch der Raum verbietet, hier darauf einzugehen. Das Individuum wird gleichwohl beinahe immer und unter allen Verhältnissen einen Rest dieses Familiengefühls bewahren, das je nach seinem Werthe oder Unwerthe entweder in der Persönlichkeit aufgeht oder als der sogenannte adelige Hochmuth sich innerlich verdummend oder äußerlich lächerlich bemerkbar macht. Das sich daraus a posteriori ableitende Pseudo-Standesgefühl, wie ichs nennen möchte, ist meist ein Attribut der zweiten Kategorie, des beschränkten, der Anlehnung bedürftigen Herdenthiere's; denn anders kann man ein Individuum nicht nennen, das — ich rede nicht von der Vertheidigung gemeinsamer Futterplätze — für sein Selbst die Anlehnung an und Rubrizirung unter eine größere Kategorie von Menschen nöthig hat. Das Das nicht nur von Adeligen gilt, sondern überhaupt die „ideale“ Seite des mit Gemeinfinn behafteten Staatsbürgers bildet, brauche ich nicht ausdrücklich zu erwähnen. Es giebt Wenige, die sich nicht „mit Stolz“ zu Irgendetwas zählen; denn Das ist bequem; man erkennt an und wird anerkannt; es sind ihrer Viele, so darauf wandeln. Zu den Nullen irgend einer imaginären Eins zu gehören, ist immer ein Ziel, das Viele lockt.

Für Adelige und Solche, die es gern werden wollen, wird dieses Pseudo-Standesgefühl dadurch besonders verlockend, daß der adelige Name für die große Menge der Nichtadeligen noch immer mit einem gewissen Nimbus umgeben ist; für die sogenannte Gesellschaft ist er eine Empfehlungskarte, während der Nichtadelige, der nicht Mandarin irgend welchen Grades oder reich ist, erst sehr vorsichtig bezogen wird. Wer Das weiß und erfahren hat, fühlt stolz ein großes Standesgefühl in sein Herz einziehen.

Möglich ist der adelige Name auch für die sogenannte soziale Existenz,

wofür die Hochstapler männlichen und weiblichen Geschlechtes den besten Beweis liefern, denn sie nobilitiren sich durchweg und erzielen bemerkenswerthe Erfolge damit. Der Name des auf den Erwerb angewiesenen Adelligen wird mit Vorliebe und Erfolg von „weisblickenden“ Geschäftsleuten unter Inkaufnahme der Persönlichkeit benutzt; die „Repräsentationstellung“ ist eigens für ihn erfunden worden. Natürlich rechnet auch er sich zum „Stand“. Das ist der Steden und Stab, der ihn tröstet.

Eben so unbestreitbar wie der Verdauungsmechanismus und eben so merkwürdig ist das Streben, irgendwie auf die Nachwelt zu gelangen, sei es selbst durch den Adelskalender. Die Eitelkeit, sich von Urenkeln als Beispiel aufgestellt zu denken, zu wissen, daß man ein „hervorragendes“ Glied der Linie gewesen ist, giebt einen Stimulus von großer Wirksamkeit. Nicht eitle und aufrichtige Individuen werden überhaupt keine inneren Beziehungen zwischen sich und der Nachwelt finden können, eben so wenig wie zur Mitwelt, es sei denn, daß starke Anlagen des Geistes und Charakters äußere Bethätigung fordern, die ohne Mitmenschen leider nicht möglich ist.

Aber ich habe etwas Wichtiges vergessen: die Ideale, die „idealen Bestrebungen“! Sie verbinden vielleicht als unsichtbares Medium die Träger adeliger Namen und stellen den Stand her. „Ideal“ ist nach dem heutigen Sprachgebrauch Etwas, das man nicht hat, aber gern haben will; hat man es, so kommt ein Anderes daran. Und die „ideale Bestrebung“ gehört in die selbe Kategorie hinein, da das Ideale seiner eigentlichen Bedeutung nach die Ausschaltung des Willens verlangt. Eine ideale Gemeinschaft, die also auf rein innerer Gemeinschaft beruht, könnte niemals mit dem weltlichen Namen des „Standes“ bezeichnet werden. Daß diese Gemeinschaft de facto innerlich nicht besteht und nicht bestehen kann, geht aber auch aus dem Gesagten hervor; es ist eben nur der gemeinsame Farbenstrich, der aus einer Zeit stammt, in der der Adel ein Stand war.

Ich bin sehr weit davon entfernt, andere Stände oder Interessentengemeinschaften anders zu beurtheilen; der Heerdenthier gibt es in ihnen nur bedeutend mehr, entsprechend dem geringeren persönlichen Selbstgefühl, und das liberale Ideal ist am letzten Ende ein sehr greifbares Ding; sie haben es nur noch nicht. Was viele dieser Gemeinschaften noch minderwerthiger macht als den Adel, ist das Schielen nach diesem, sobald Geld und „hohe“ Verbindungen es erlauben. So lange diese Hoffnungen in Erfüllung gehen und reiche Töchter mit guten Papieren alle „in schwankender Erscheinung“ schwebenden alten Namen befestigen, können die Vertreter des Standesgedankens ruhig und unbesorgt sein. In diesem Sinn wird auch der Adel weiter blühen; und Mangel an Idealen wird nicht eintreten.



Die Zukunft der Soziologie.

Während an den „rechts- und staatsunwissenschaftlichen Fakultäten“ (so sollten sie heißen!) die öde „Leere vom modernen Staate“ gähnt und „juristische“ Staatsrechtslehrer ihre scholastischen (um nicht zu sagen: tal-mudischen) Purzelbäume schlagen: vollzieht sich fern von den „Stätten der freien, voraussetzunglosen Wissenschaft“ (wer lacht da nicht?) der Ausbau der Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts, der Soziologie. Da keimt und sprießt es an allen Ecken weithin über zwei Welttheile und schießt üppig in die Höhe: die neue Wissenschaft von den „menschlichen Wechselbeziehungen“ (Napenhofen). Die noch nicht ein Jahrhundert alte Literatur ist namentlich in den letzten drei Dezennien so angewachsen, daß sie der Einzelne kaum übersehen kann, zumal angelsächsische, romanische und slavische Nationen hier mit gleicher Emsigkeit zusammenwirken. Mit Dank wird denn auch schon heute jeder Versuch begrüßt, die Orientirung auf diesem riesigen Wissenschaftsgebiet zu erleichtern. Einen solchen Versuch, freilich nur nach einer Seite, unternahm Paul Barth in seinem verdienstvollen Werk: „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie“ (1897) und neulich Goldfriedrich in seiner „Historischen Ideenlehre in Deutschland“. Doch berücksichtigen diese beiden Schriftsteller nur den Theil der Soziologie, der sich mit der Deutung und Erklärung der Menschheitsgeschichte befaßt. Einen recht praktischen Versuch, uns das Gesamtgebiet der heutigen Soziologie zu erhellen, unternahm vor einem Jahr Lester Ward in einer Artikelserie des *American Journal of Sociology*. Ohne sich auf die Frage einzulassen, was eigentlich Soziologie sei, zählt er uns gerade ein Duzend verschiedener Richtungen sozialwissenschaftlicher Untersuchungen auf, denen die Flagge der Soziologie voranweht. Schon ein Blick auf die Bezeichnungen dieser zwölf Richtungen ist lehrreich; da finden wir: 1. Soziologie als Philanthropie; 2. als Anthropologie; 3. als Biologie; 4. als politische Oekonomie; 5. als Geschichtsphilosophie; 6. als spezielle Sozialwissenschaft; 7. als Beschreibung sozialer Thatsachen (Demographie); 8. als Genossenschaftslehre; 9. als Theorie der Arbeitstheilung (Dürkheim); 10. als Theorie der Nachahmung (Tarde); 11. als Theorie des unbewußten sozialen Zwanges; 12. als Rassenkampf. Jeder dieser Richtungen erkennt Ward eine relative Berechtigung zu; doch ist jede nur ein Theil der Soziologie. „Diese verschiedenen Richtungen“, sagt er, „gleichem einer Anzahl kleinerer Flüsse, die alle bestimmt sind, in einen großen Strom sich zu ergießen, der die ganze Wissenschaft der Soziologie bilden wird, wenn einmal die Zeit der sozialen Utopie vorbei sein wird.“ Diese Worte treffen den Nagel auf den Kopf. Denn während man bei uns häufig die Ansicht hört, die Soziologie sei gar keine selbständige Wissenschaft, da sie keinen ein-

heitlichen und noch weniger einen ihr ausschließlich eigentümlichen Gegenstand habe, und unter der Bezeichnung Soziologie alle möglichen Gegenstände behandelt werden, sieht Lester Ward ganz richtig allerlei Zuflüsse, die sämtlich gegen einen großen Strom konvergieren. Daraus würde sich ergeben, daß die Soziologie in einem Stadium der Vorbereitung ist, wo die verschiedenen Banarbeiter die Materialien zu dem künftigen Gebäude herbeischaffen. Tatsächlich ist aber jenes Vorbereitungsstadium schon von Herbert Spencer überschritten worden, der die meisten vorhin aufgezählten Richtungen in seinem „System synthetischer Philosophie“ ausführlich behandelt und zusammenfaßt. Und neuerdings hat Gustav Rayenhofer in einer Reihe von Werken ein festgeschlossenes System der Soziologie geschaffen, in dem die Probleme fast aller von Lester Ward aufgezählten Richtungen befriedigende Lösung finden. Vor zehn Jahren begann Rayenhofer die Arbeit mit seinem Werk „Wesen und Zweck der Politik“; dann folgten rasch: „Soziologische Erkenntnis“ (1898), „Positiver Monismus“ (1899), „Positive Ethik“ (1901); und jetzt ist (bei Brockhaus) seine „Kritik des Intellektes“ erschienen. Allen Fragen, die in der soziologischen Literatur bisher aufgetaucht sind — nach dem Wesen des sozialen Prozesses, nach seinen bewegenden Kräften, nach dem Zusammenhang dieses Prozesses mit dem Kosmos, nach dem einheitlichen Gesetz, das Weltall und Menschheit beherrscht, nach dem Kriterium von Gut und Böse und endlich nach dem Ursprung und der Entwicklung des menschlichen Intellektes —: all diesen Fragen findet Rayenhofer auf Grund einer positiven und monistischen Weltanschauung eine befriedigende und trostreiche, von allem Pessimismus ferne Antwort.

Natürlich beantwortet er auch die wichtigste Frage jedes philosophischen Systems, die erkenntnistheoretische. So pflegt ja der Entwicklungsgang der meisten Denker zu sein; nach Erklärung und Deutung der Welt und der Menschheit, nach Beantwortung der Fragen: Woher? Wohin? Wozu? gelangen sie zu der allerwichtigsten Frage, der nach dem Grunde des menschlichen Wissens, nach der Berechtigung all der Deutungen und Erklärungen, die sie uns und sich selbst über Welt und Menschheit gaben. So hat ja auch Kant, nachdem er einige dreißig Jahre über Himmel und Erde, über allerlei Erscheinungen des menschlichen Lebens, über Psychologie und Aesthetik geschrieben hatte, diese erste Periode seiner philosophischen Laufbahn mit seiner „Kritik der reinen Vernunft“ abgeschlossen, die dann wieder der Ausgangspunkt vieler anderen philosophischen Werke wurde. Dieser Gang der Entwicklung ist begreiflich. Der philosophische Kopf sieht staunend die konkreten Erscheinungen der Welt und des Menschenlebens und fühlt sich gedrängt, sich über ihren Sinn Rechenschaft zu geben. Aus diesem ersten philosophischen Drang entstand Kants „Naturgeschichte des Himmels und der Erde“ (1755),

ein Vierteljahrhundert vor seiner „Kritik der reinen Vernunft“ (1781). Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß heute den philosophischen Geist die Politik, der Klassenkampf, das gesellschaftliche Leben und Treiben zunächst mehr bedrängen als Himmel und Erde. Hegels philosophische Sturm- und Drangperiode entläßt sich in dem dreibändigen Werk über „Wesen und Zweck der Politik“, das uns die politischen und sozialen Kämpfe als einen Naturprozeß schildert, als einen Teil des großen Weltallprozesses, in dem die Urkraft, nach einheitlichem Gesetz waltend, in ihren mannichfachen Modifikationen sich äußert. Darauf die zwei Werke „Soziologische Erkenntnis“ und „Positiver Monismus“, worin er uns den Zusammenhang der sozialen Welt mit dem All, der Natur, die Genesis des Lebens aus der anorganischen Natur, die Einheit der unbelebten und belebten Welt und das einheitliche Gesetz, das sie verbindet, erkennen lehrt. Wenn nun aber Natur und Welt von dem selben einen und einheitlichen Gesetz beherrscht werden: was ist dann Gut und Böse? Wo bleibt da der Raum für unser freies Handeln? Gibt es eine Ethik und kann es eine Lehre geben, wie wir unser Handeln einzurichten haben? Auf diese Fragen antwortet Hegel in seiner „Positiven Ethik“ mit dem Nachweis, daß die „absolute Feindseligkeit“, die zwischen den sozialen Gruppen herrscht, dazu beiträgt, das natürlich ethische Prinzip vom individuell Nützlichen auf die höhere Stufe des Gemeininteresses zu heben. Dieses Interesse für die soziale Gruppe, der man angehört, ist der Keim der Sittlichkeit und giebt dem Einzelnen die Grundlage zur Beurteilung des Seinsollenden, das ihn in Gewissensmahnungen antastet. In weiterer Entwicklung aber erwächst aus dem Interesse für die eigene soziale Gruppe das Interesse für immer weitere Kreise (Volk, Staat, Nation, Kulturkreis u. s. w.), woraus wiederum das entsprechende Gefühl des sittlich Seinsollenden emporkeimt. So entstehen sittliche Gewohnheiten und ethisches Empfinden in immer fortschreitender Entwicklung, womit die Grundlage einer „positiven Ethik“ gegeben ist. Auf dieser Grundlage baut Hegel sein System der Ethik auf, die weder mit einem „geoffenbarten Seinsollenden“ noch mit dem Deus ex machina eines „kategorischen Imperativs“ operiert. Damit war ja sein ganzes philosophisches System, sein „positiver Monismus“ abgeschlossen. Aber gerade an diesem Punkt beschleicht den Philosophen der schwerste Zweifel, harret seiner die schwerste Probe. Wohl prangt der stolze Bau in regelrechter Festigkeit und sein Giebel ragt in die lichte Höhe des Ethischen: den Baumeister aber überkommt die bange Sorge, ob denn dieser Bau die wirkliche Welt vorstellt oder nur einen leeren Schein widerspiegelt. Wo ist die Gewähr, daß die vom denkenden Menschen perzipierte Welt die wirkliche ist? Daß die wirkliche nicht ganz anders und die perzipierte nur ein Trugbild seiner Phantasie ist? Ist nicht auch möglich, daß wir

das „Ding an sich“ gar nicht sehen, sondern nur dessen leeren Widerschein, der uns nicht im Entferntesten die Wirklichkeit ahnen läßt? Das waren die Zweifel, die vor hundertundzwanzig Jahren den königsberger Philosophen quälten und dazu drängten, nachdem er schon Weltauf und Menschenleben geschildert hatte, sich auch die vermeintliche „reine Vernunft“, also den Spiegel genauer anzusehen, der ihm Welt und Leben zeigte. Diese Untersuchung fiel nicht befriedigend aus. Was man bisher als die Grundform alles Seins ansah, Raum und Zeit, erwies sich als die Grundform dieses Spiegels und damit fiel alle Wirklichkeit auseinander und die Welt erwies sich als Wahndee unseres Hirns. Von verzweifelttem Mißtrauen gegen die „reine Vernunft“ erfaßt, flüchtet nun der Philosoph in die „praktische Vernunft“, damit sie ihm ersetze, was die „reine Vernunft“ ihm nicht geben kann. Eitle Hoffnung! Die „praktische Vernunft“ ist ein fast noch schwächerer Boden, auf dem es erst recht keinen Halt giebt. Das war das Fazit der kantischen Philosophie. Heute fühlt der Schöpfer eines selbständigen soziologisch-philosophischen Systems wieder das Bedürfnis, die grundlegende Frage aller Philosophie, das erkenntnistheoretische Problem, zu erörtern, um sein ganzes System zu legitimiren. Hegels „Kritik des Intellectes“ soll den Beweis liefern, daß seine Weltanschauung der Wirklichkeit entspricht und nicht einer Fata Morgana, die uns durch die Beschaffenheit unseres Gehirns vorge spiegelt wird. Eine schwere Aufgabe hat er sich gestellt; Eins aber kann ruhig gesagt werden: wenn wir seine „Kritik des Intellectes“ mit der „Kritik der reinen Vernunft“ vergleichen, merken wir sofort, daß in dem dazwischen liegenden Jahrhundert Darwin und andere große Naturforscher nicht vergebens gelebt haben.

Hegels beruhigt uns. Die Welt ist so, wie unser Intellect sie auffaßt: denn unser Intellect ist eben nichts Anderes als die bewußt gewordene Welt. Die Urkraft, die im All webt und lebt, kommt in unserem Intellect zum Bewußtsein. Zwischen unserem Intellect und der Welt gähnt kein geheimnißvoller Abgrund, in dem ein unerklärbares „Ding an sich“ verborgen ist. Gerade weil wir ein Theil der Welt sind, weil unser Intellect nichts Anderes ist als ein Stück der Welt, und zwar ein momentan zum Bewußtsein gelangtes, gerade deshalb ist er fähig, die Welt in ihrer Wirklichkeit zu erfassen. Nur darf er nicht „von der sicheren Bahn der Erfahrungen“ abirren und sich weder „in die Phantasien des Glaubens“ noch in die „vernunftgemäße“ Spekulation über „die Wesenheit der Erscheinungen“ einlassen. Denn „die Philosophie der Vernunft“ hat gleich den Offenbarungen nicht gehalten, was sie versprach. Hegels bleibt also immer hübsch auf dem Boden der naturwissenschaftlichen Erfahrung, wobei er sich stets vor Augen hält, daß „jede Wissenschaft und besonders die Philosophie die Bestimmung hat, von Jedermann, der gründlich gebildet ist, verstanden zu werden“; in

Gegensatz zu einem „Junstwesen, das oft seine Hohlheit der Gedanken hinter die sachmännische Geschraubtheit des Ausdruckes verbirgt“ und „unausgesägt das Stedenpferd aller Junstphilosophen, die Begriffskritik“ reitet.

Von diesem positiven Standpunkt aus ist der Intellekt „die einheitliche Wirkung aller Nerveneinrichtungen im Organismus, durch die dieser befähigt ist, Empfindungen zu erfahren und Vorstellungen zu erfassen.“ In ihm werden „Empfindungen mit Erinnerungen und Assoziationen zu Synthesen verarbeitet, um als Gedanken das subjektive Spiegelbild der Außenwelt zu sein“. Doch hat die Funktionierung des Intellektes das Bewußtsein zur Voraussetzung. Bei unterbrochenem Bewußtsein (durch Schlaf, Ohnmacht u. s. w.) kann der Intellekt nicht funktionieren. Das sind Thatsachen der Erfahrung. Bloßes Bewußtsein (ohne Intellekt) müssen wir überall da annehmen, wo „das charakteristische Merkmal des Lebens: Bewegung und Entwicklung“ vorhanden ist und daher eine Anpassung an die Lebensbedingungen stattfindet, wie in der ganzen Pflanzenwelt. Auch ist es eine Thatsache der Erfahrung, daß, „sobald in einem Organismus das Bewußtsein erwacht, es durch dessen Anlagen so geleitet wird, daß es sich erhält und diese Anlagen entwickelt. Diese Richtung bewußten Lebens wird das inhärente Interesse genannt.“ Jeder bewußte Organismus, jedes Individuum hat ein Interesse an seiner Erhaltung und Entwicklung. Ausnahmen sind Entartungen. Dieses inhärente Interesse spielt in Kopenhagener Philosophie eine bedeutsame Rolle. Er verallgemeinert diesen naturwissenschaftlichen Begriff so, daß er auch „das Universum ohne Interesse als nicht vorstellbar“ erklärt; doch nimmt er es als selbstverständlich auch überall da an, wo politische oder ethisch sich gebende Pruderie solches Interesse verleugnet. Als allgemeine Naturthatsache darf diese Grundtriebfeder alles bewußten Handelns eben nirgends verleugnet werden. Die Betonung und Hervorhebung dieser Naturthatsache bedeutet namentlich auf soziologischem Gebiet eine vollständige Revolution. Dieses inhärente Interesse beginnt seine Funktion schon beim ersten Erwachen des Bewußtseins, denn schon „das erwachende Bewußtsein nimmt die Eindrücke der Umgebung so auf, wie es dem angeborenen Interesse — Das heißt: den vorhandenen Anlagen — entspricht.“ Da diese Eindrücke (Erfahrungen) einen Bestandteil des Intellektes bilden, ist also das inhärente Interesse an der Bildung des Intellektes beteiligt. Deshalb kann sich „der Mensch seines inhärenten Interesses gar nicht entkleiden.“ Von wie weittragender Bedeutung dieser Satz für die Soziologie und Politik ist, braucht dem denkenden Leser nicht erst gesagt zu werden.

Der so, auf Grundlage des Bewußtseins unter Hinzutritt der Erfahrungen, unter Mitwirkung des inhärenten Interesses entstandene Intellekt ist „die Fähigkeit des Bewußtseinsorganismus, das Ich im Daseinskampf zu

behaupten und zu entwickeln.“ Da aber dieser Intellekt, wie wir gehört haben, vom inhärenten Interesse durchdrungen ist, so erhalten durch ihn „die Bewußtseinsvorgänge den individuellen Grundzug des angeborenen Interesses“. Selbstverständlich wurzelt der Intellekt „in dem stofflichen Gebilde des Ich“ und ist „ein Werk der in der Entwicklungreihe wirkenden Urkraft“. „Wenn der einfachste Organismus zum Bewußtsein reif ist, so findet er in sich bereits Anlagen formell gegeben, die das inhärente Interesse des Geschöpfes bestimmen. Diese Anlagen sind ein Werk der Urkraft, die sich stofflich gruppierte“. „Je komplizierter ein Organismus ist, desto mehr zieht sich der Intellekt von der untergeordneten Lebenshätigkeit auf freiere und rein gedachte Assoziationen zurück, indem sich zugleich das inhärente Interesse zu höheren Modalitäten entwickelt. Die Funktionen des Intellektes werden immer subtiler, der Erfahrungsbereich wird immer größer.“

Schon diese wenigen Citate bezeugen, was ich vorhin andeutete: während uns die spekulative Philosophie die Wirklichkeit konstatirt, führt uns Razenhofer immer tiefer in die Wirklichkeit hinein und erhellt und beleuchtet uns ihre dunkelsten Räthsel. Es ist unmöglich, in einem kurzen Rückblick all die psychologischen Probleme zu zeigen, auf die sein „positiver Monismus“ ein ganz neues Licht wirft. Erwähnen will ich nur noch, daß Razenhofer die Konstatation des Raumes und der Zeit aufgehoben und diese zwei Thatfachen der Wirklichkeit wiedergegeben hat. „Die Raumvorstellung“, sagt er, „ist nur möglich, wenn ich von Erscheinungen außer mir weiß, daher kann sie auch in mir ohne Erfahrung nicht vorausgesetzt werden. Kurz, der Raum ist keineswegs eine Vorstellung a priori, wie Kant annahm.“ Aehnlich urtheilt er über die Zeit. Diese „macht sich als das Verhältniß der Energieäußerungen nach einander dem Menschen so ausdringlich bemerkbar, daß seine unmittelbaren Erfahrungen hinreichen, um diese Vorstellung zu haben; sie darf daher um so weniger als angeboren oder a priori gegeben angenommen werden, sondern ist überwiegend Gegenstand der Erfahrung“. Diese zwei Erklärungen bezeichnen den Positivismus des Philosophen. Er steht auf festem Boden konkreter Erfahrungen und sogar das Denken ist bei ihm „eine analytisch-synthetische Funktion des Bewußtseins innerhalb des Intellektes, angeregt von einer Empfindung.“ Das sind Erklärungen, die man verstehen kann und die uns zeigen, welchen Gewinn die naturwissenschaftliche Methode auf dem Gebiete der Philosophie gebracht hat.

Nachdem Razenhofer die naturgesetzliche Entwicklung des Intellektes in der Menschheit und dessen Verhalten gegenüber den Vorstellungen und der Außenwelt beleuchtet hat, betrachtet er das All und, von dem selben Standpunkte der Gesetzmäßigkeit der Natur, schließlich das „soziologische Problem“. Dieses Problem entstand nicht erst an dem Tage, wo man

Soziologie zu treiben begann; es lebt, „seit Menschen überhaupt kausal denken“; „unter den verschiedensten Namen und Methoden wird seit je her soziologische Erkenntnis gesucht.“ „Wie für das Naturerkennen nach Ueberwindung der Glaubensmacht des Mittelalters die einleitenden Schritte der Astronomie zulamen, so steht es jetzt, nach Ueberwindung der politischen Willkür Einzelner, der Soziologie zu, die Bahn für das wissenschaftliche Verständnis der menschlichen Wechselbeziehungen zu eröffnen. Wie sich also im sechzehnten Jahrhundert die Fülle der Gedanken über die kosmische Ordnung zusammendrängte, so häufte sich auch im neunzehnten Jahrhundert das Denken über die soziale Ordnung, während im zwanzigsten Jahrhundert das soziale Problem im Wesentlichen gelöst sein dürfte“.

Ist es nicht merkwürdig, daß fast zur selben Zeit Lester Ward in Washington und Gustav Rayenhofer in Wien der Zuversicht Ausdruck geben, daß die „vielen kleinen Flüsse in dem großen Strom der Soziologie sich vereinigen werden?“ Diese Zuversicht scheint mir vollkommen begründet; für sie sprechen, außer den inneren, in der bisherigen Entwicklung der Soziologie liegenden Gründen, viele äußere, scheinbar unbedeutende Umstände.

Deutschland war bisher der Soziologie gegenüber sehr zurückhaltend. Die große Zahl der Junktphilosophen und Universitätsprofessoren ließ es an passivem, oft auch recht aktivem Widerstand nicht fehlen. Während Frankreich, Italien, Amerika und andere Länder viele soziologische Zeitschriften haben, gab es in Deutschland bis zum Jahr 1902 keine einzige. Jetzt erst hat die leipziger „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“, die Professor Barth herausgibt, ihrem Titel die Worte „und Soziologie“ hinzugefügt. Ungefähr zur selben Zeit wurde die der Soziologie gewidmete „Politisch-Anthropologische Revue“ gegründet. Soziologie ist ja eine „politisch-anthropologische“ Wissenschaft. Das sind zwei kleine Zeichen der Zeit. Und während die meisten Hochschullehrer an der Soziologie mit vornehmer Geringschätzung vorbeigehen und sie am Liebsten totschweigen möchten, beweist ein jüngst von einem denkenden Mittelschullehrer herausgegebenes Buch, daß diese verpönte Wissenschaft immer weitere Schichten zu erstem Nachdenken anregt. Ich meine das Buch des grazer Stadtschulinspektors Dr. Otto Adamek über „Die wissenschaftliche Heranbildung von Lehrern der Geschichte für die österreichischen Mittelschulen.“ Dem gelehrten und scharfsinnigen Schulmanne konnten die Mängel nicht entgehen, die dem verpönten Geschichtsunterricht unserer Mittelschulen anhaften. Er empfiehlt eine bessere Vorbildung der Historiker; und während er die Geschichte als „Gesetzeswissenschaft“ (als eine Wissenschaft, die allgemeine Gesetze aufzuweisen hat) betrachtet, lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Soziologie und fragt, ob und in welchem Umfang der Historiker aus dieser neuen Wissenschaft sich für sein Schulamt

und seine wissenschaftliche Thätigkeit Belehrung zu holen habe. Trotzdem er an der heutigen Soziologie Manches auszusetzen hat, entscheidet er sich doch für die „Möglichkeit und Bedeutung der Soziologie als vergleichender Typenlehre der dem menschlichen Gemeinschaftsleben eigenen Gestaltungen, als einer Disziplin, die dem geschichtlichen Studium werthvolle, ja, vielleicht höchst nöthige Beihilfe gewährt“. Das ist ein neuer Beweis für die wachsende Kraft unserer Wissenschaft. Wenn wir heute von Chicago (American Journal of Sociology) und Washington (Lester Ward) über London (Herbert Spencer), Paris (Revue internationale de Sociologie und Année sociologique), Rom (Rivista italiana di Sociologia) und Wien (Rayenhofer) unseren Blick nach Warschau (Rzymski), Petersburg (Karjew und Michailowski) und Tokio (Hiroaki Kato) schweifen lassen, dann braucht uns um die Zukunft der Soziologie nicht bang zu sein. *La Sociologia fara da se!*

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.



Selbstanzeigen.

Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Dresden, R. Meißner.

Durch Jahrtausende geschleppte Schwierigkeiten, mit denen die größten und verschiedensten Denker, von Heraklit, Protagoras oder Plato an bis auf Locke, Berkeley oder Kant, nicht fertig wurden, hat Nach überwunden. Seine weder materialistisch-realistisch-atomistische noch sensualistisch-idealistisch-spiritualistische, weder prästablistisch-okkasionalistische noch epiphaenomenistisch-identistische, weder pansychistische noch synchologische noch schreinmonistische, sondern durchaus echt und gebiegen reinmonistisch immanente Grundanschauung kann heute allen Erfahrungsgebieten gegenüber festgehalten werden; sie wird mit dem geringsten Aufwand, ökonomischer als irgend eine andere, dem temporären Gesamtwissen gerecht und tritt doch eben deshalb mit der höchsten Toleranz auf. Sie drängt sich nicht für Gebiete auf, in denen die gangbaren Anschauungen noch ausreichen; sie ist stets bereit, bei neuerlicher Erweiterung des Erfahrungsgebietes einer zutreffenderen Anschauung zu weichen. Die Zumuthung, so viele alte Denkgewohnheiten zu opfern, ist keine geringe. Die den Zeitgenossen eines Kopernikus, Bruno, Galilei gestellte Aufgabe, sich auf der Sonne, statt auf der Erde, als Beobachter stehend zu denken, war nur eine Kleinigkeit gegen die Forderung, sein Ich für nichts zu achten, es in eine vorübergehende Verbindung von wechselnden Elementen aufzulösen. Wir sehen aber solche Einheiten, die wir Ich nennen, bei der Zeugung entstehen und durch den Tod verschwinden. Wollen wir nicht die heute schon abenteuerliche, durch keine Erfahrung gestützte Fiktion und erlauben, daß diese Einheiten latent schon vorher existirten und

eben so nachher fortbestehen, so können wir nur annehmen, daß es eben temporäre Einheiten sind. Physiologisch können wir Egoisten bleiben, so wie wir die Sonne immer wieder aufgehen sehen. Intellektuell muß diese Auffassung nicht festgehalten werden. Andern wir sie versuchsweise. Ergiebt sich eine neue Einsicht, so wird sie schließlich auch praktische Früchte tragen. Von Natur aus macht ja der Mensch fast alles Schwierige verkehrt, ob er nun, ins Wasser geworfen, schwimmen oder, an ein Red gehängt, turnen soll, ob er auf ein Pferd gesetzt, ans Mikroskop oder an die Drehbank gestellt wird, ob er den Violinbogen, ein Fleuret oder ein Tennissacket in die Hand nimmt. Ohne die großen Modifizierer, Kinder und Lehrer, die es „anders wissen“, wäre kein Fortschritt; hat man aber die Schwierigkeiten einer neuen Technik überwunden, so übertrifft man leicht die Andern, unbelehrt Gebliebenen, wie etwa der Stenograph die schnellsten Schreiber gewöhnlicher Schrift weit hinter sich läßt. Aus der Auffassung der Welt als eines Empfindung Komplexes ein tyrannisch alleinseligmachendes System fürs Leben zu ziehen, dessen Sklaven wir unter allen Umständen bleiben müßten, fällt uns nicht ein. Wichtig war, einen einwandfreien Standpunkt für die allgemeinste Betrachtung zu gewinnen; im Uebrigen bleiben bei vorsichtiger Beachtung des Standpunktwechsels die wirklich wertvollen Gesichtspunkte der Spezialwissenschaften und der philosophischen Weltbetrachtung weiter verwendbar. So wahrt sich auch der Mathematiker die Freiheit, eine vorher konstant gesetzte Reihe von Variablen einer Funktion nun einmal variabel werden zu lassen oder die unabhängig Variablen zu tauschen; gerade Das verschafft ihm mitunter überraschende Ansichten. Die destruktive Tendenz der neuen Lehre ist lediglich gegen die unnötigen und irreführenden Juthaten zu unseren Begriffen gerichtet. Im Verzicht auf die Lösung selbstverschuldeter Widersprüche, auf die Verantwortung als sinnlos erkannter Fragen — Leib und Seele, Sitz der Seele, Unsterblichkeit, Welt im Kopf, Anschauungen a priori, Dinge an sich, Raumsehen durch Reproduktionreihen, Kraft und Stoff, Weltentstehungen und Weltvergehungen, Allbeiseitigkeit, Gott und Welt, Willensfreiheit, Verantwortlichkeit und Sünde, Molekular-Theorien, Atomistik der Atome, Mechanistik der Organismen — liegt keine Resignation, sondern der Mangel des wirklich Erforschbaren gegenüber das einzig vernünftige Verhalten des Forschers. Kein Physiker wird heute, wenn er das perpetuum mobile nicht mehr sucht, kein Mathematiker, wenn er um die Quadratur des Kreises oder um die Lösung der Gleichungen fünften Grades in geschlossener Form sich nicht mehr bemüht, darin Resignation sehen wollen; Kosmogonien, die zu ihrem Inhalt Spekulationen über den Ursprung des Weltalls als eines absoluten Ganzen haben, sind notwendig absurd, denn wo Jemand, das Gesetz von der Erhaltung der Energie prokrustig mißbrauchend, außerhalb des Bezuges der Elemente über das Auftauchen der Naturerscheinungen vor oder zurück prophezeien will, gleicht er dem Abler, der sich über die Atmosphäre hinaus emporschwingen will, die ihn doch trägt. Die Probleme werden gelöst, als lösbar, unlösbar oder als nichtig erkannt; es giebt wissenschaftlich keine „Welträthsel“. Das Ziel der wissenschaftlichen Wirkschaft ist ein möglichst vollständiges, zusammenhängendes, einheitliches, ruhiges, durch neue Vorkommnisse keiner bedeutenden Störung ausgesetztes Weltbild, ein Weltbild von möglichster Stabilität. Der künstlerischen Anschauung und Gestaltung stehen nach wie vor

zum Wunderreich der Phantasie, von der einädligsten Fabel bis zum tollsten oder bedeutungsvollsten Traumgespinnst, Thür und Thor angelweit offen: dort mag man sich zu ergötzlich bewußter Selbsttäuschung tummeln und in erfreulichem Reichthum mit allen irgendwie werthvollen Denkmöglichkeiten illusionistisch spielen.

Wien.

Dr. Theodor Beer.

Kampfgenoße Sudermann. Verlag der Zukunft. Preis: 50 Pfennig.

Die Artikel sind in der „Zukunft“ erschienen; jetzt sind sie, auf vielfach gedrücktem Wunsch, gesammelt worden; auch ein paar Anmerkungen kamen hinzu. Vielleicht dringt die Brochure, die nur eine halbe Mark kostet, in Schichten, denen die Wahrheit über den Fall Sudermann bisher verschwiegen wurde. Die Leiter des Berliner Tagesblattes — sie sind Alle, Alle ehrenwerth — haben sich dieser Wahrheit entgegengestellt: nicht ein Wörtchen ist durchgesiebert; und die Firma Cotta hat sich, nach einigem Bögem, entschlossen, die von ihrem (im Sinn Schylocks) „besten“ Autor geleisteten Verleumdungen zu vertreiben. Geantwortet hat Herr Sudermann mir nicht; auch keinem Anderen. Er hat mich — nach einer von ihm mit den größten Schimpfreden begonnenen literarischen Fehde — der Staatsanwaltschaft denunzirt, ist — natürlich — in allen Instanzen abgewiesen worden und seine Freunde erzählten dann in der Presse, er habe die Privatklage eingebracht; bis heute (bis zum dreiundzwanzigsten Februar) ist mir davon nichts Amtliches bekannt geworden. Ich weiß nur, daß dieser „Kämpfer für die Freiheit der Literatur“ selbst zum Staatsanwalt eilte, um mit der Macht seines Wortes ihn gegen meine Roheit aufzurufen. Wenn er die öffentliche Anklage durchgeführt hätte, wäre er vielleicht in eigener Sache zum Schwur gekommen. . . Hinzufügen möchte ich dem früher Gesagten jetzt nichts. Die „allgemeinen Betrachtungen“ des Herrn Sudermann sind nicht werthvoller als seine Personal- und Pauschalbeschimpfungen; er entstellt das Wesen modischen Theaterbetriebes mit nicht geringerer Dreistigkeit als die Gestalten der seinem Haß Verfallenen. Was soll man dazu sagen, daß er, dessen Jahresziel jedesmal die prompte Lieferung des Saisonartikels ist, gegen den Unfug der „Zugstücke“ wettet, die „hundertmal und darüber“ aufgeführt werden? Was zu seinem Heuchlergeflenn über das Schicksal der totgeschlagenen jungen Dichter, deren Namen er weise verschweigt, oder zu der ledigen Behauptung, „die Neueinstudierungen klassischer Werke fielen ganz unrettbar kritischer Vödsartigkeit zum Opfer“? Solche Kindererei bedarf nicht der Widerlegung. Der ehrliche Mann rühmt sich am Schluß seiner Schmähschrift der „unzähligen Beweise theilnehmender Zustimmung“, die ihm aus Publikum und Presse „ins Haus gekommen sind.“ Du lieber Himmel: ich habe auch ungefähr zweihundert Briefe erhalten, deren Schreiber mir zustimmten; und er hat, als Bretterherrscher und Tagesblattfeld, die weiter dröhnende Resonanz. Was aber ist damit bewiesen? Selbst der kleine Napoleon hat sein Plebiszit nicht auf so schmalen Grund gestellt. Uebrigens glaube ich nicht an die „unzähligen“ Stimmen, die in der Presse den Ruhm des Peliden gesungen haben sollen; mit den ihn verbammenden Urtheilen der größten Blätter und Revuen aller Parteilrichtungen könnte ich einen breiten Schweinslederband füllen: außer den Hauskawaffen und einzelnen erfolglos um die Theatergunst Werbenden hat kaum

irgendwo ein halbwegs ernst zu Nehmender ihn gelobt. Selbst die Freunde schüttelten den Kopf und fragten, ob der Arme denn jedes Augenmaß, jede Distanz zu der eigenen Leistung eingeblüht habe. Ihre Sorge war nicht grundlos; die That und der Thäter sind wirklich schwer zu verstehen. Herr Sudermann wollte ehrlich sein und sündigte gegen die einfachsten Fibelgebote menschlichen und literarischen Anstandes. Er wollte sachlich sein und ballte die Schimpfwörter zu Schmutzklümpchen. Er wollte zeigen, wie hoch der „Schaffende“ über dem nur Kritisirenden steht, und bewies, daß man im Kampenlicht dem Massen Geschmack höchlich gefallen und doch unfähig sein kann, einen Stoff, sogar einen, der seinem Leben den dürftigen Inhalt giebt, wirklich zu gestalten, unfähig, einen guten Durchschnittsartikel zu schreiben. Die Siegerpose darf er natürlich nicht aufgeben. Durch seine Peroration klang aber ein Ton wehmüthiger Reue. Er ist zu schlau, um nicht zu fühlen, daß er sich eine schmerzende Schlappe geholt hat; „der alte Respekt ist eben fort“, selbst Derer, die von Theaterzetteln Literaturgeschichte ablesen. Er, gerade er durfte nach so vielen Nachterfolgen nicht am hellen Tag zu einer Besichtigung seines Waarenhauses laden.

Noch eine Probe seiner Citirkunst. Der noch staatsanwaltschaftlichem Beistand lechzende Repräsentent des berliner Goethebundes schreibt, nachdem er allerlei unfreundliche Besprechungen von Werken der Herren Fulda, Sudermann, Ernst, Blumenthal, Kadelburg, Philippi mehr oder minder richtig angeführt hat: „Vor mir liegt ein Notizblatt, auf dem geschrieben steht: ‚So wird, wer klar sieht und billig denkt, Dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern und Das, was ihnen mißlang, anständig bedauern.‘ Goethe: Ferneres über Deutsche Literatur.“ Ehrfürchtig bewundern also oder anständig bedauern sollen wir, was den Schaffenden Fulda, Sudermann, Ernst, Blumenthal, Kadelburg, Philippi gelang und mißlang. Das fordert Goethe vom Kritiker. Ich schlage die Stelle auf. Das fordert Goethe wirklich; nur: für „die besten Deutschen dieses Jahrhunderts.“ Die Worte stehen unmittelbar vor dem Komma, hinter dem Herr Sudermann zu citiren anfängt. Das ist die unanständigste Art, einen Großen für sich zeugen zu lassen. Vielleicht aber empfindet Herr Sudermann an dieser Stelle nicht einmal, daß er fälscht. Vielleicht hält er sich und seine Blumenthal und Philippi wirklich für „die besten Deutschen dieses Jahrhunderts“.

. . . Ehe er noch zum letzten Streich ausholte, wurde die Statistik des vorigen Theaterjahres veröffentlicht. Da war zu lesen, der meistgespielte deutsche Dramatiker sei Herr Sudermann gewesen; erst hinter ihm kam Schiller, der also, trotzdem die Klassiker „ganz unrettbar kritischer Bödsartigkeit zum Opfer fallen“, noch immer eine recht stattliche Aufführungszahl erreicht hat. Um dreißig Abende noch ist ihm aber Herr Hermann Sudermann voraus. Stärker als die fünf langweiligen, schlecht stillirten Schelstestipeln des massigen Apostels sollte diese beglaubigte Thatsache wirken. Denn sie beweist, daß die deutsche Theaterkritik nicht mit der Kraft und dem Eifer, die der nach Kunstkultur Langende fordern darf, gethan hat, was die Pflicht ihr befahl.

Maximilian Harden.



Auguste Rodin*).

Lebensform und Seelenstimmung der Gegenwart auszudrücken — so meint man —, sei unter allen Künsten die Bildhauerei am Wenigsten berufen. Sie sei im Grunde eine zeitfremde Kunst. Alles widerstrebe ihr in unserem Leben: die reizlose Nüchternheit seiner äußeren Erscheinung, Verkümmern und Entstellung unseres Körpers durch naturfernes Leben und häßliche Kleiderhüllen, die weder Kenntniß noch eindringende Theilnahme an der Darstellung des Menschenleibes aufkommen lassen. Im inneren Leben herrscht ruheloses Suchen und Ringen, Hast und Leidenschaft, der volle Gegensatz zu jener Größe und Stille, die in der Hut einer festen Weltanschauung, eines völkerrumspannenden Glaubens reist und in der jene Ideale wachsen, für die das Marmorbild in seiner Reinheit, seinem geschlossenen Gleichgewicht der natürliche Ausdruck ist. Die stärksten unserer Seelenstimmungen scheinen überhaupt jedes festen Umrisses zu entbehren, jede Form sprengen zu müssen. Sie finden ihren natürlichen Ausdruck daher leichter in wogenden Tönen und dichterischer Rede, allenfalls noch in den Farbenträumen des Malers, aber nicht in den strengen Formen der Plastik.

So scheint es. Und dennoch ist gerade jetzt unter Frankreichs Künstlern ein Bildhauer entstanden, der den Menschenleib in Form und Bewegung vor das erstaunte Auge wie eine neue Entdeckung hinstellt; der in der Darstellung des nackten Körpers schwelgt und gerade ihn zum Ausdruck jener gährenden Gefühle und Ideenwelt umzuschaffen gewußt hat, die in dem Gemüthe seines Volkes nach Gestaltung ringt.

Man hat Rodin mit Wagner verglichen. Mit Recht. Aus keinem der Zeitgenossen spricht die Seele seines eigenen Volkes mit so ergreifender Gewalt. Leben und Reichthum seines ungemessenen Schaffensdranges drohen dabei, alle Dämme zu überfluthen, von denen wir bisher das Gebiet bildhauerischer Kunst eingezt glaubten.

Auch Das freilich hat Rodin mit Wagner gemein, daß jedes seiner Werke beim Bekanntwerden vom Publikum — und nicht zum Wenigsten von

*) Zum zweiten Mal ist das „Jahrbuch der bildenden Kunst“ erschienen, das Herr Mag. Rartersteig, unter Mitwirkung des Herrn-Geheimrathes Dr. W. von Seidlig, herausgibt. Der Inhalt ist diesmal noch reicher, die Auswahl und Ausführung der Kunstbeilagen und Illustrationen noch feiner und sorgfamer als im ersten Bande, der hier empfohlen wurde. Das würdig ausgestattete, keiner Modetendenz dienbare Buch, das auch über alle Geschäftsgebiete der Kunst und des Kunstgewerbes zuverlässige Auskunft giebt, muß jeder Unbefangene loben. Als eine Probe wird den Lesern der „Zukunft“ die Studie willkommen sein, in der Herr Geheimrath Treu, der Direktor der bresdener Skulpturen-Sammlung, das Lebenswerk Rodins betrachtet.

allen wohlgefunnten Fachgenossen — mit stürmischer Entrüstung begrüßt wurde. So erging es schon dem Vierundzwanzigjährigen in seiner Vaterstadt Paris, als er 1864 die Maske eines Italieners zur Ausstellung anmeldete. Es ist die später unter dem Namen des *homme au nez cassé* berühmt gewordene Bronze. Sie wurde von der Jury des Salons zurückgewiesen. Allerdings mag sie in ihrer ehrlichen Häßlichkeit und donatellesken Größe sich auch seltsam genug neben den klassizistisch glatten Erzeugnissen jener Zeit ausgenommen haben. Man kann sich hiernach ungefähr die Empfindungen ausmalen, mit denen Rodin um des Broterwerbs willen während der nächsten fünf Jahre gerade einem der Modemeister des zweiten Kaiserreichs, Carrier-Belleuse, bei der Herstellung seiner weiblichen Nuditäten helfen mußte. Der Krieg von 1870 nöthigt ihn dann zur Uebersiedelung nach Belgien. Dort lehren ihn Arbeiten an der brüsseler Börse die Wirkung plastischer Gebilde in freier Luft kennen. Hier empfängt er auch tiefe Eindrücke von Rubens und, was besonders bezeichnend ist, von Rembrandt. Bei seiner Rückkehr in die Heimath bringt er als Ergebniß Jahre langer Studien sein Statuenmodell des später im Garten des Luxembourg aufgestellten „Ehernen Zeitalters“ zurück.

Nackt steht der „Urmensch“ da, die Rechte auf das Haupt legend, das sich mit geschlossenen Augen müde zurücklehnt, als erwache er eben aus dem Schlummer der Natur zu schmerzlich neuem Leben. Die Linke stützte sich ursprünglich auf eine Lanze. Rodin hat jedoch nachträglich dieses sehr bezeichnende und zum Verständniß von Handhaltung und Stand eigentlich unentbehrliche Abzeichen wieder entfernt. „Primitivement je lui avais mis une lance; mais cela empêchait de voir les profils“, schrieb er hierüber, als es sich um die Aufstellung eines Gipsabgusses der Statue in Dresden handelte. Man sieht, was ihm das Wichtigste an dem Kunstwerk ist.

In der That, was diese Umriffe umschreiben, ist ein neues Wunder der Kunst: ein schlanker, jugendlich schmiegsamer Menschenleib von einem so reichen organischen Leben, einem so fein belebten Muskelspiel, einer solchen Wahrheit der Hautoberfläche, daß so nur die Natur selbst sprechen zu können schien. Höhnende Urtheile, die auch dieses Werk auf der Ausstellung von 1877 empfangen, sprachen von „Naturabguß“. Es war eben die selbe Umwälzung, die selbe Neuentdeckung der leiblichen Form und des Erzstils, die in seiner Weise einst Lyssipp für die Antike vollbrachte und die wir jetzt noch vor seinem „Schaber“ nachfühlen können.

Was an Rodins 1881 entstandenem „Johannes“ zunächst auffällt, ist das Fehlen jeder stilisirenden Konstruktion. Wir sind von der römischen Kopistenkunst her gewöhnt, den menschlichen Körper in einem Aufbau größerer, nach der Bequemlichkeit der Steintechnik vereinfachter Flächen zu sehen, die sich deutlich gegen einander absetzen. Hier ist nichts von Alledem. Es

ist der in seinen Gelenken bewegliche Knochenbau selbst, der das feste Gerüst bildet. Man sieht, wie die einzelnen Muskeln ansetzen und in reichem Wechselspiel unter der Haut arbeiten; man beobachtet, wie diese sich über den Gelenken glatt spannt, die Muskeln straff überzieht, die Weichtheile sanft einschließt. Man glaubt, unter dem gleitenden Lichterspiel der Erdoberfläche den sonnengebräunten Leib sich bewegen zu sehen. Welche Wucht des Schreitens in diesen voll aufgesetzten Fußsohlen! So geht der „Vorläufer“ wie durch die Jahrtausende der Geschichte mit ehernen Tritten daher. Das Haar fällt dem „Wüstenprediger“ wie über den Scheitel und die niedrige Stirn; mit einer bäuerischen Geberde des Daumens weist er auf Den hin, „der da kommen soll“, während die Linke, die ursprünglich wohl ein Rostkreuz hielt, die gehende Bewegung pendelnd begleitet. In den mit Kunstwerken gefüllten Räumen des Luxemburg-Museums wirkt diese Kraftgestalt wie ein Wesen der Urvwelt, das hier mit dröhnenden Schritten durch all den kleinen Kulturtram der Gegenwart dahinschreitet.

Die durchgeführten Modellstudien des „Urmenschen“ und des „Johannes“ legten den Grund zu Rodins Meisterschaft im Nackten. Eine Reihe in kraftvoller Größe aufgefaßter Charakterköpfe aus seinem Freundeskreise, von Bildhauern, Malern und Politikern, führte ihn weiter, auf die Höhen der Denkmalkunst. Ich nenne die Köpfe von Dalou, Falguière, Laurens, Puvis de Chavannes, Rochefort. Einige von diesen Köpfen nehmen sich in der That fast wie Vorstudien zu Rodins umfangreichstem Denkmal aus, den „Bürgern von Calais“.

Als sich Calais im Jahre 1347 nach elfmonatiger heldenmüthiger Vertheidigung Eduard dem Dritten von England ergeben mußte, lieferten sich sechs vornehme Bürger der Stadt dem Sieger als Geiseln aus. Sie schritten, nach dem Bericht des Chronisten Froissart, ins feindliche Lager, barhäuptig und barsüßig, in Bürgerhenden, den Strang um den Hals, die Schlüssel von Burg und Stadt in den Händen, „damit an ihnen der Sieger seinen Willen thue“. So hat Rodin die Sechs auf ihrem Todesgange gebildet. So sollten sie auch nach seiner Absicht auf einem kaum über dem Erdboden sich erhebenden Bloke unmittelbar vor dem Stadthause von Calais aufgestellt werden, von dem aus jene Bürger einst ihren todesmüthigen Gang antraten. Administrative Weisheit hat die Erzbilder auf einen anderen Platz und auf das übliche überhohe Postament hinauf verwiesen. Hochaufgerichtet geht der Führer dieser kleinen Schaar festen Schrittes dem Tode entgegen, den Schlüssel der Stadt mit beiden Händen umklammernd. Seine Genossen aber geben sich völlig ihren Empfindungen hin, hier in dumpfem Brüten, dort in lebhaftem Zwiegespräch. Einer von ihnen schlägt in jähem Ausbruch der Verzweiflung beide Arme über das gesenkte Haupt. Er wird für die

Vorderansicht fast ganz von der hochauferichteten Gestalt des Schlüsselträgers gedeckt. Bezeichnend ist für die Anordnung des Denkmals überhaupt, daß es keine leicht zu überblickende Gesamtansicht geben will; wie sollten die Sechs in ihrer Todesnoth auch dazu kommen, sich zu einer wohlgeordneten Gruppe zusammenzuschließen? Es sind tiefergreifende seelische Einzelbilder des Jammers und der Todesangst, die nur das gemeinsame Schicksal zusammenhält. Man hat bei diesem Werk sehr treffend an die mittelalterlichen Passiongruppen erinnert. In der That hat Rodin von gothischer Bildhauerei tiefe Eindrücke empfangen. Und doch kommt Auffassung und Einzelform ganz aus des Künstlers Seele. Das gilt auch von dem Gewandstil, der Wahrheit und Größe in seltener Weise vereinigt.

Rodins Biograph Maillard erzählt, wie der Künstler einst versucht habe, seine nackten Modellstatuen der Bürger von Calais, dem Bericht des Chronisten gemäß, mit groben Säcken zu bekleiden, und nun mit Entzücken vor den großen lichtfangenden Flächen der Gewandung dagestanden habe, die sich hieraus ergaben. Er habe sich aber auch gleich gesagt, daß kein Denkmalsauschuß Derartiges je durchgehen lassen würde. Die künstlerische Erfahrung jedoch, die der Bildhauer hier aus der Anschauung einfacher Gewandmassen gewonnen hatte, machte er sich fünf Jahre später nutzbar, als es galt, seine Balzacstatue mit der geschichtlichen Dominikanerkutte zu bekleiden. Allerdings hatte Das den von ihm vorausgesehenen Erfolg, daß das Standbild von den Bestellern zurückgewiesen wurde. Wer aber je das löwenmähnige Kolossalhaupt des Dichters allein gesehen hat, Der mag sich fragen, ob jene schlichten Gewandflächen nicht doch das beste Mittel waren, um die Blicke sofort zu dem herrschenden Antlitz hinaufzuleiten, in dessen überlegenen Zügen Rodin das Wesen des großen Menschenbeobachters zu verkörpern suchte.

Erfolgreicher als mit seinem Balzac war Rodin mit dem Denkmal Victor Hugos. Zwar scheiterte auch hier die erste Bestellung für eine der Nischen des Pantheon an „Verbesserungen“, die das Komitee an der Gruppe vornehmen wollte. Zum Glück aber sicherte eine Staatsbestellung die Ausführung des Werkes für den Luxembourg-Park. So wird man denn bald unter dessen schattigen Bäumen die kolossale Marmorgestalt des halbnaekten Dichterheros auf einem Felsen thronend erblicken, das Haupt in tiefem Sinnen aufgesetzt, die Linke mit einer großen Geberde ausgeredet, als beschwöre er die Wogen des Meeres oder die Menschenstimmen, die aus der Tiefe zu ihm heraufstönen. Ein nacktes Weib, die Muse der Rache, scheint, herbeischwebend, ihm zornige Worte ins Ohr zu raunen. Hinter ihm aber birgt sich die „Innere Stimme“, die zu seiner Seele redet. Das Ganze giebt ein Bild innerlich gesteigerten Daseins. Es ist eins von den wenigen wirklichen Dichtendenkmälern, von dem Etwas wie eine erhöhte Stimmung ausgeht. Man fühlt,

daß des Bildhauers Schaffen seinen Weg längst über das Gebiet einer virtuosen Wirklichkeit- und Charakterkunst hinaus genommen hatte.

Von Rodins freien Schöpfungen vermittelt seine Marmorgruppe des „Kusses“ vielleicht die beste Anschauung. Was vollendetes Können in einem Werke zu geben vermag, hier wirkt es im Verein: Leben athmende junge Leiber in engster Umarmung; ein wunderbar reiches Linienpiel, von allseitig geschlossenem Umriss in Form und Stimmung zusammengehalten; duffig verschleierte Behandlung des Nackten, die den Stein zum Leben zu erweichen, fast zum Traumbild zu steigern scheint. Vielleicht giebt es wenige Kunstwerke, die einen so reinen Genuß gewähren. Es ist in seinem großen und reinen Zusammenklang auch von Rodin selbst nicht wieder erreicht worden. Eine zweite köstliche kleine Kufgruppe, die der Künstler den „Ewigen Frühling“ genannt hat, ist zwar in der hingebenden Bewegung des weiblichen Körpers, der dem Jüngling wie in voller Inbrunst zusliegt, noch hinreißender, wirkt aber im Aufbau und in dem lockeren Gefüge des Umrisses mehr reliefmäßig, wie denn die Komposition in der That ihre Entstehung Rodins großem Reliefwerk, der „Höllenspforte“ verdanken dürfte.

Die Reliefkunst hat unseren Bildhauer vielfach angezogen. Der stark malerische Zug seiner bildnerischen Phantasie kann sich eigentlich nur in ihr voll ausleben. Ein merkwürdiges Beispiel dafür ist sein Apollorelief vom Fußgestell des Denkmals für den argentinischen Präsidenten Sarmiento. Man muß es im Original oder in Druets Aufnahmen gesehen haben, wie hier der hydratitende Gott mit seinem Bogen wie aus wogenden Lichtwolken hervortritt, um zu glauben, daß solche Wirkungen in Marmor möglich sind. Und doch ist dieses Relief in seiner Weise echt steinmässig. Freilich in ganz entgegengesetztem Sinne, in dem es das formenstrenge Flächenbild der Griechen war. Denn hier ist aus dem Stein herausgeholt, was in seinem durchscheinenden Korn an Lichtwirkung steckt. Das schimmernde Marmorweiß als Lichtquelle: Das ist auch eine der großen Entdeckungen Rodins.

Die mit Reliefs bedeckten, sechs Meter hohen Flügel seines „Höllenthores“ sind freilich nicht für die Marmorausführung, sondern für den Erzguß bestimmt. Sie sollen einst das eben eröffnete Musée des arts industriels schmücken. Die inneren Anregungen kamen für Rodin von einer 1875 unternommenen Reise nach Italien her, von Ghibertis „Paradiesespforte“, von Michelangelos Sifina und von Dantes Hölle. Im tiefsten Grunde aber stammen sie wohl aus der von bewegten Bildern erfüllten Phantasie des Künstlers selbst. Es muß ihn getrieben haben, die Urkraft wählender Leidenschaften, des Genusses und der Qual in einem gewaltigen plastischen Epos zu gestalten. In kleineren Werken hatte er solchen Stimmungen schon früher Ausdruck verliehen. Seine Danaide im Luxembourg-Museum hat sich im

Schmerz, über ihr endlos vergebliches Mühen auf das geborstene Wassergefäß hingeworfen; seine Caryatide bricht unter der Last ihres Steinblockes zusammen; eine Eva, die ursprünglich für die Bekrönung des Höllenthores erfunden war, birgt ihr Antlitz schauernd in den Armen, um nicht hinab blicken zu müssen in den Abgrund der Qual, der sich vor ihren Füßen anstaut. Später blieb diese Gestalt mit dem Adam, der ihr zur Seite stehen sollte, weg. Den Platz des Paares auf dem Thürsturz der Höllenpforte nehmen die drei „Verzweifelnden“ ein, die mit ihren Armen in die Tiefe hinabdeuten, — die plastischen Gegenbilder jener berühmten Inschrift, die den Eintretenden mahnt, alle Hoffnung fahren zu lassen. Unter ihnen, inmitten des oberen Quersfeldes der Thür, thront Dante, nicht in der üblichen Tracht, sondern als nackte Gestalt zum Typus des „Denkers“ gesteigert und schon durch den größeren Maßstab die Umgebung weit überragend. Er sitzt gebeugt da, wie in sich zusammengekrampft, mit der ganzen Macht seiner Seele in die Ergründung des Welträthfels vertieft. Um ihn tost das Gewühl der unseligen Schatten — hinab, herauf an Flügeln und Gewänden der Thür, von dem Dampf der Hölle umschwält, kletternd, schwebend, fliegend, stürzend, aus Klüften hervorragend und in Felslöchern sich vertriehend —, ein unendliches, überquellendes Gewimmel. Ganz unten sieht man auf dem linken Thürflügel Ugolino, in äußerster Ermattung, auf allen Vieren über seine sterbenden Kinder wie über hungriges Gewürm hinkriechen. Darunter Francesca da Rimini mit ihrem Geliebten Paolo Malatesta. Wie das Liebespaar hier im Wirbelwind kreisend umhergetrieben wird, wie der Jüngling sich in seinem Jammer über die Geliebte geworfen hat: Das ist in Form und Bewegung, Leben und Stimmung ein echtes Stück der Kunst Rodins.

Er hat einmal eine riesige Hand gebildet. Sie hält einen Klumpen Thon umfaßt, aus dem es von Menschenbildern aufquillt. Es soll die Hand des Weltenschöpfers sein. Uns aber gemahnt sie an die gewaltige Gestaltungskraft des Künstlers selbst, vor dessen Schaffen dem Beschauer zu Muth wird, als stände er einem Theil jener Macht gegenüber, die aus dem Erdinnern die Fälle der Gestalten in ewigem Wechsel herauffendet. Zugleich aber erinnert ein Rückblick auf das Lebenswerk unseres Bildhauers auch an Das, was ihm versagt blieb: die Größe der Schlichtheit und Stille. Doch was ihm fehlt, fehlt der Zeit. Es ist unser Mangel.

Zweifellos ist Rodins Kunst in ihrer Richtung ein Leichtes, Außerstes, nicht mehr zu Ueberbietendes. Sie wird, wenn sie Nachfolger findet, gerade wegen ihrer Größe der Bildhauerei Frankreichs eben so „zum Schicksal werden“, wie es einst Michelangelo der Kunst seines Landes wurde. Wehe seinen Nachahmern!

Dresden.

Professor Dr. Georg Treu.



Sieder auf einer alten Saute.*)

I.

Es macht ihn durchaus vergnügt, daß es schon Lactare ist.

Ode Jambica.

1.

Das Eyß hat auß gekracht,
Prinz Febus wihder lacht.
Der Can-besprüzete Ager
geht wihder Blühmcken-schwanger.

2.

Der luffte Schnee zerrinnt,
saufft weht ein Westen-Wind,
durch Kräutтерgen und Gräsgen
kufft schon das Oster-Häsgen.

3.

In Nichts wie Sonnen-Schein
tänd ich die fehder eyn.
Iht noch ein kleynes Weilgen
und alles steht voll Veilgen!

II.

Er spazirt durch den Morgen.

Ode Jambica.

1.

Gott Eol liß seyn Blahsen,
auff neu bedhautem Wahsen
Aurora danzt und lacht,
im Pusch an sibden Röhren
kunt man eyn Singen hören
die gantze lühbe Nacht.

2.

Durchs Garten-Gitter stauen
die Vokks-gefühten faunen,
sie müssen durchaus sehn
die Silber-Spring Cysterne,
drümb Blühmckens, kleyn wie Sterne,
nicht ohne Anmuht sehn.

3.

Durch Tulpen und Melissen,
durch lautter Kuß-Marzissen
stapft Stag, der Pauren-Knoll;
die Amstel schreyen und springen,
die nassen Fröschgens singen,
fran Venus küßt wie toll.

4.

Iht geht mit seynen Muhmen
Apol, auß Bisem-Bluhmen
bey also schöner Zeit
sich Pindus-Kräutthgens binden;
ich kan mich kaum noch finden
für so vihl Eihligkeit!

III.

Es verdreufft ihm!

Ode Trochaica.

1.

Tulpen blähen und Narzissen,
Tellus stiftt ihr Hochzeit-Kissen.
Kleynne blaue Veilgens drin
machen, daß ich frölig bin.

2.

Kläffernd mit den göldnen Blößgen,
springen bundte Zihgen-Bößgen.
Vatter Pan, der auch darbey,
bläht auf seiner Dideldumdey.

*) Die Buchausgabe, zehn Bogen stark, erscheint im März.

3.

Unter einem Kohlen-Wölkgen
buhlt im Baum ein Vogel-Wölkgen.
Mars in Waffen, Venus nackt,
beyde dantzen drümb im Taftt.

4.

Harffen-zupffen, Lanten-schlagen
ist iht rächt mein Wohlbehagen.
Dihß nur macht mihr vihl Verdruß,
daß ich einzel schlaffen muß!

IV.

Er fürnt dem Cato.

Ode Jambica.

1.

Dihß ist die schönste Zeit:
das lichte Luft-Volk schreyt,
saufft rantscht der silbre Bach
die Veilgens wach.

2.

Den süßgen Hyazin
wihgt weich ein Westen-Wind,
der Tau, der Mahmen-Mann,
händt Värkens dran.

3.

Von Kwendel, Klee und Poll
ist jedes Blägggen voll,
Dorant und Saturey
seynd auch darbey.

4.

Frau flora singt und geigt.
Der saure Cato schweigt;
wie War bleibt sein Gesicht,
er draut sich nicht.

5.

Du lang geöhrtet Dropff,
Du grohber Efels-Kopff,
willstu iht ganz allein
nicht frölig seyn?

6.

Wirß in den dicken Klee
die dicke Dorile!
Gläubstu, du thummpes Thier,
sie sträubt sich dihr?

V.

Er hört mit ihr den Guckguck schreyen.

Ode Jambo-Trochaica.

1.

Grißillgen, weistu waß?
Kom mit mihr in das Graf.
Im Hayn blüht lengst der Flühder,
die Fröschgens hupffen wihder.
Venus und ihr kleynes Söhngen
plückfen sich da Taufendschönggen.
Ach, nun ist die göldne Zeit —
hörstu, wie der Guckguck schreyt?

2.

Grißillgen, weistu waß?
Iht wünsch ich diß und daß.
Sih, wie sich meine Zihgen
ümb deine Schäßgens schmihgen.
Zwischen Kwendel, über Kweffen
taphen dort verbuhlt zwo Schneffen.
Ach, nun ist die göldne Zeit —
hörch bloß, wie der Guckguck schreyt!

3.

Grißillgen, weistu waß?
„Nein, nicht doch, Dafnis, laß!
for so ein Bihnen-Kröpffgen
ist nicht mein Honig-Döpfgen!
Müßt ich nicht durch solch Benähmen
nich vor meinen Schäßgens schähmen?
Drüff mihr nicht mein Daffet-Kleid —
hörch doch, wie der Guckguck schreyt!“

4.

Grißillgen, waß ist Daß?
Dein Hühtgen glüzt ganz naß!
„Kind träuffelt seyren Segen
eyn lieber Sonnen-Regen!“
flink in jenes Rosen-Ländgen!
Ich der Täuber, du das Täubgen!
Ach, nun ist die göldne Zeit —
nein, wie bloß der Guckguck schreyt!

VI.

Er klagt, daß der Frühling so fern blüht.

Ode Trochaica.

1.

Kleynen Blumen, wie aus Glas,
seh ich gar zu gerne,
durch das thunfel-grüne Graß
kuffen sie wie Sterne.

2.

Selb und rosa, roth und blau,
schön sind auch die weißen,
Trittmadam und Himmelsthan,
wie sie alle heißen.

3.

Kom und gib mir mittendrinn
Kügkens ohnbemessen.
Morgen sind sie lengst darhin
und wir selbst -- vergessen!

VII.

Er läßt nie seyn Maul hängen!

Ode Jambica.

1.

Wohrzu melancholiren?
Schnell läuft die süßste Zeit.
Die Amsteln drompettiren
des Majus Eihblickkeit.
Die hundten Gräsgens blinken,
still lauscht die Frühling-frau,
die Sonnen-Pferde drincken
iht nichts wie Nectar-Thau.

2.

Bald brännt des Hunds-Sterns Hitze,
dan ist mir mehr als wohl,
dan spannt der kleynen Schizze
nach mir seyn Mord-Bistohl.
Im schlaff-gefunden Kimmel
lähgt man dan gern zu Zween,
indefß am blauen Himmel
die weißen Schöffgens gehn.

3.

Sordan dreht schwehr an Trauben
Vertumnus anff den Blahn,
dan kan ich kaum noch glauben
an Charons Waffel-Kahn.
Dan lüh ich es zu schweiffen,
dan macht mich frohen Sinns
das angenehme Pfeiffen
der Grammetts-Vögelkins.

4.

Panduren und Krabaten!
Hurleht stapfft Niklas an!
Der Ceuffel sol Den brachten,
der Den nicht leiden kan!
Die Kindgens jubiliren,
wies draussen stihbt und schneyt --
laßt Andre grillisiren,
ich bän for Heiterkeit!

Wilmersdorf.

Arno Holz.



Mutterchaftskassen.

Nicht mehr die Charitas, die barmherzige Menschenliebe, sondern das starke und sich stark durchsetzende Gefühl der Verpflichtung zur Gerechtigkeit ist heute in unserem sozialen Leben die herrschende Macht. Gleich berechtigt Alles, was Menschenantliß trägt: aus dieser immanenten, wenn auch nicht überall mit gleicher Klarheit ins Bewußtsein gebrungenen Erkenntniß und den sich unabweißbar daraus ergebenden Forderungen ist Alles erwachsen, was wir an sozialer Fürsorge und an fürsorglichen Gesetzesvorschriften haben. Nicht leicht haben sich Gefühl und Forderung durchgesetzt. Die Fürsorge heischenden Massen müssen ihrer Forderung den nöthigen Nachdruck zu verleihen, sie der Einsicht und dem guten Willen der herrschenden Volksklassen näher zu bringen im Stande sein; und aus den Verhältnissen selbst muß diese Forderung mit zwingender Gewalt hervordrängen. Wo aber wären diese Bedingungen besser erfüllt als auf dem heiligen Boden der Mutterchaft?

Die Erlaubniß, Geburthilfe oder Wochenpflege zu leisten, giebt der Staat nur denen, die eine angemessene Lehrzeit durchgemacht haben und von berufenen Instanzen geprüft worden sind. Dabei könnten wir uns beruhigen, wenn allen Schichten des Volkes die Möglichkeit gegeben wäre, aus diesen sanitären Vorschriften Nutzen zu ziehen. Leider ist nicht so. Während die Besitzenden Alles aufbieten, um den Wöchnerinnen die schwere Zeit zu erleichtern, sie vor allen schlimmen Folgen des Wochenbettes nach Kräften zu bewahren und ihnen rasch wieder zu Kräften zu helfen, zeigt ein Blick auf das Leben der Handarbeiter und ein anderes Bild. Die Reichsstatistik von 1899 über die Fabrikarbeit verheiratheter Frauen hat 229 000 in Fabriken thätige Verheirathete ergeben. Von 154 000 1895 ermittelten hausindustriellen Arbeiterinnen waren 35 000 verheirathete Frauen. Von den 2 400 000 landwirtschaftlichen Arbeiterinnen waren fast 600 000 verheirathet. Dazu kommen Tausende von Putz- und Scheuerfrauen, Waschfrauen, Hunderttausende, Millionen von Ehefrauen kleiner Handwerker, Arbeiter, kleiner Beamten, Krämer, Kleinbäuerinnen u. s. w., die, ohne außerhäusliche gewerbliche Arbeit zu Erwerbßzwecken zu verrichten, mit schwerer Hausarbeit oder gewerblicher Hilfsarbeit überlastet sind und der kritischen Zeit des Wochenbettes kaum minder schuplos und gefährdet gegenüberstehen als die Million in Gewerbe und Landwirtschaft thätiger Ehefrauen. In gewissem Sinn haben die Fabrikarbeiterinnen vor ihren Schwestern sogar Etwas voraus. Die Gesetzgebung der europäischen Kulturländer mit alleiniger Ausnahme der Schweiz kennt zwar einen Schutz der Schwangeren überhaupt nicht; Dänemark hat einen solchen für die vier Wochen vor der Niederkunft eingeführt. Dagegen ist den Wöchnerinnen eine Schutzzeit von vier oder sechs Wochen und in Deutschland für diese Zeit das ortsübliche Krankengeld zugestimmt. Das ist freilich mit der Hälfte des Lohnsatzes so gering bemessen, daß es nicht einmal für die laufenden, geschweige denn für die in dieser Zeit erhöhten Aufwendungen genügt; vielfach hat sich denn auch der Brauch eingebürgert, schon vor Ablauf der vierten Woche die Arbeit wieder aufzunehmen oder auf allerlei Umwegen sich Arbeit zu verschaffen. Nicht vergessen darf werden, daß die Fabrikarbeiterin dem Akt der Geburt mit einem durch aufstrengende und

nicht selten direkt gesundheitsschädliche Arbeit zermürbten Körper entgegengeht und sich weniger leicht und rasch erholen kann als die gut genährte und eben so gepflegte Frau aus den „besseren Ständen“. Und das hier Gesagte gilt für alle vorher aufgezählten Kategorien. Sie nehmen manchmal schon am ersten, gewöhnlich aber am dritten Tag nach der Entbindung die regelmäßige Hausarbeit wieder auf, stehen am Waschtisch, scheuern die Stube, besorgen die Ausgänge. Ist da ein Wunder, daß die meisten Arbeiterfrauen nach wenigen Jahren der Ehe so gealtert und vielfach so siech und elend aussehen?

Der Mißstand, den die erwähnte Reichsstatistik ins hellste Licht rückte, ist nicht neu; und an Versuchen, ihn zu beseitigen, hats nicht gefehlt. Ich erinnere an die Wöchnerinnen-Schutzgesetzgebung der verschiedenen Länder, an die Wochenunterstützung der Krankenkassen, die Wohlfahrteinrichtungen, die einzelne Unternehmer auf diesem Gebiete geschaffen haben, und endlich an die Hauspflege, den jüngsten und werthvollsten Versuch. Aber der gesetzliche Wöchnerinenschutz ist nicht nur unzulänglich; er umfaßt auch nur einen kleinen Kreis der Bedürftigen. Und die Hauspflege verfügt, trotz dem besten Willen aller Beteiligten, heute noch über so geringe Mittel und Kompetenzen, daß sie ihre Hilfe nur den Allerärmsten gewähren kann und sich auch zeitlich auf das Allernötigste beschränken muß. Aus den selben Gründen muß sie auch auf jede Art von Säuglingspflege verzichten. Nun ist der Plan aufgetaucht, Mutterschaftskassen zu gründen. Auch er ist nicht neu. Belgische, englische und italienische Philanthropen haben einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen und Frau Lily Braun hat ihn in ihrem Buch über die Frauenfrage gestreift. Doch die mir bekannten Anregungen beschäftigen sich nur mit dem Schutz der gewerblichen Arbeiterin und ihres Kindes. Da wird von einer den vollen Lohnbetrag ersetzenden Unterstützung gesprochen, aber nicht gesagt, wie man den Frauen helfen will, die keinen Lohn beziehen, der Hilfe aber nicht minder bedürfen. Vängst war ein weiter reichender Plan nötig geworden.

Die Mutterschaftskassen sollen die Familien gegen alle üblen Folgen der Wochenbettzeit versichern, allen Familien — nicht nur den in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel arbeitenden Frauen — unter einer bestimmten Einkommensgrenze für diese Zeit Nahrung, Pflege und Ruhe schaffen. Die Mittel wären auf dem Wege der Zwangsversicherung zu finden. Wie bei den Krankenkassen die Versicherungspflicht bei einem Personaleinkommen von weniger als 2000 Mark eintritt, soll einer Mutterschaftskasse jeder neubegründete Hausstand beigetretten verpflichtet sein, der mit einem Gesamteinkommen von weniger als 3000 Mark zu rechnen hat. Ueber die Höhe der einzelnen, nach Einkommensklassen abgestuften Beiträge wären Versicherungstechniker zu hören; die allgemeine wie die lokale Geburtenfrequenz der in Betracht kommenden Bevölkerungsklassen und die Erfahrungen der Hauspflegevereine könnten eine haltbare Grundlage liefern. Schneller wäre die Frage nach der Verteilung der Lasten zu beantworten. Die Versicherten, denen eine gewisse Gewähr für den ununterbrochenen Fortbestand der gewohnten Lebenshaltung und Ordnung geboten wäre, dürften, trotzdem sie, wie es scheint, den Hauptvorteil hätten, nicht über Gebühr belastet werden. Die Meisten von ihnen — die Stenckerliste lehrt es mit schmerzender Deutlichkeit — leben in so engen Verhältnissen, daß jede neue Last, auch die uns leicht scheinende, ihnen unerträglich werden muß. Zu erwägen ist auch, daß die Versicherungspflicht

jedem neuerrichteten Hausstande der bezeichneten Art auferlegt wird, also auch solchen, die kinderlos bleiben; an sich ist nicht unbillig, diese materiell günstiger gestellten Hausstände eine Weile für die ärmeren mitsteuern zu lassen: nur darf die Steuer nicht zur drückenden Abgabe werden. Der Beitrag der zu Versicherten darf nicht höher sein als ein Viertel der Gesamtquote. Für die restlichen drei Viertel hätten aufzukommen: die Krankenkassen, die ja entlastet würden, die Unternehmer und, wo es sich nicht um Lohnarbeiter handelt, die Kommunen und endlich das Reich. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Schutz auch lebigen Müttern gewährt werden müßte.

Die Entlastung der Krankenkassen braucht nicht umständlich bewiesen zu werden. Sie brauchen die Wöchnerinnen nicht mehr zu unterstützen und der bessere Gesundheitsstand der weiblichen Mitglieder würde sie von all den Aufwendungen befreien, die schlechte Wochenpflege und verfrühte Aufnahme der Arbeit jetzt nötig macht. Die Zahl der Krankheiten, die als Folge der Schwangerschaft und Entbindung unter den Frauen der Armen grassiren, ist grauenvoll groß; wer sie mindert, mehrt die wichtigsten Volksgüter. Der Pflicht, an diesem nationalen Werk mitzuarbeiten, wird auch der verständige Unternehmer sich nicht entziehen. Sein eigenes Interesse drängt ihn auf diesen Weg. Die Arbeiterin, die aus guter Pflege kommt, kann ganz Anderes leisten als das erschöpfte, entkräftete Weib, das die äußerste Noth zu früh an die Maschine oder in die Werkstatt treibt. Und das selbe Interesse hat die Gemeindeverwaltung, die es an den Ziffern ihres Armenbudgets sehr bald spüren wird, wenn gesunde Frauen ein geordnetes Hauswesen regiren können. Und das Reich? Braucht man wirklich noch zu sagen, was ihm die Hebung der Volksgesundheit, die Sorge für das nächste Geschlecht werth sein muß?

Sind die Mittel gefunden, dann muß die Grenze der Hilfeleistung bestimmt werden. In der Zeit der Schwangerschaft braucht nur die Lohnarbeiterin Schutz. Denn in normalen Fällen schadet leichte Hausarbeit auch hochschwangeren Frauen nicht und schwere läßt sich, mit Ausnahme der Wäsche, in der letzten Zeit der Schwangerschaft vermeiden. Die Lohnarbeiterin aber hätte im letzten Monat von der Kasse vollen Lohnersatz zu fordern. Für Wöchnerin und Kind muß eine Hebamme, für den Hausstand während der ersten vierzehn Tage nach der Entbindung eine erfahrene Wirthschafterin sorgen; vom fünfzehnten Tag an kann, wenn nicht besondere Komplikationen eintreten, die Wöchnerin wieder leichtere Hausarbeit übernehmen. Es versteht sich, daß die Kasse der Arbeiterin den Lohn, der nicht erwerbenden Frau Krankengeld zahlen müßte; und eben so, daß entsprechende Einrichtungen für die weitere Pflege der Kinder zu schaffen wären, deren Mütter durch gewerbliche Arbeit vom Haus fern gehalten werden.

Die Lösung aber muß sein: Nicht Wohlthat mehr, sondern Recht! Die Mutterkassenklassen werden kommen, weil sie kommen müssen, weil die persönliche Würde der Frau, die wirthschaftliche Nothwendigkeit, die Selbsterhaltungspflicht der Klasse und die Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit sie viestimmig, einstimmig rufen. Und einen Bau, der auf so festen Fundamenten ruht, könnte keines Sturmes Gewalt je wieder in Trümmer stürzen.



Schwindelhauffe.

Am Börsensaal gehts wieder einmal recht munter zu. Die Marktberichte melden täglich neue Steigerungen und zum Theil ist die Kurshöhe so offenbar übertrieben, daß selbst in den eigentlichen Börsenblättern sich warnende Stimmen erheben, — Stimmen der selben Leute, die sonst immer bereit sind, jede spekulative Bewegung zu unterstützen, wenn sie die ersuchte Möglichkeit liefert, die wirthschaftliche Situation in bengalischer Beleuchtung zu zeigen. Diesmal ist das Karnevalstreiben wirklich aber zu toll. Einzelne Werthe mögen ja mit Recht lebhaftere Beachtung gefunden haben; doch wurde nach Recht oder Unrecht überhaupt nicht mehr gefragt, sondern einfach behauptet, dieses oder jenes Papier müsse man unbedingt kaufen, weil es bisher noch nicht gestiegen sei. Gleich für ganze Aktiengruppen wurde Stimmung gemacht. So stiegen Cementaktien, weil die Cementleute sich in Berlin versammelt hatten, um eine organisirte Vertretung ihrer Interessen vorzubereiten. Gerade hier, im Bereich der Cementkonvention, hat das ewige Hin und Her die Aktionäre schon oft genarrt; immerhin konnte ihnen die Thatsache, daß endlich wieder eine Zusammenkunft möglich geworden war, neuen Muth einflößen. Schon der erste Berathungstag aber zeigte, wie es um die „Einigkeit“ auf diesem Industriegebiet heute noch bestellt ist; die verschiedenen Meinungen prallten sofort hart an einander. Ein Nitratbender, der wahrscheinlich am Aktienkurs besonders interessiert war und voraussah, daß der Eindruck der Verhandlungen dem Kursniveau nicht gerade günstig sein werde, beantragte eine Resolution, in der die Versammlung ihre Einigkeit feierlich verkünden sollte. Und obwohl selbst dieser Nothantrag abgelehnt wurde, stiegen Cementaktien nach einer kurzen Angstpause noch höher hinauf. Wehlich erging es manchen Eisenwerthen, deren immer noch schmale Dividenden mit Hilfe eines riesigen Bergdrückerungsglases kapitalisirt werden. Den tollsten Unverstand aber, den abenteuerlichsten Mangel an Augenmaß zeigte die Spekulation in der Behandlung einzelner Nonvaleurs, zum Beispiel der alten Deliosaktien, deren Kursbewegung, abgesehen von der ganz sinnlosen, mit dem inneren Werth dieses Papierses völlig unvereinbaren Steigerung, namentlich auch durch die heftigen Schwankungen auffiel, die von einer Börse zur anderen mitunter 10 Prozent betragen.

Solche Schwankungen sind für die Börsenvorgänge, die wir jetzt schaudernd erleben, überhaupt charakteristisch. Die große Spekulation hat die Führung verloren; nicht mehr Vaura, Bochumer, Darpener, Kredit und Diskonto geben den Ton an: die Bewegung geht heutzutage von dem wimmeln den Heer der kleinen Gesellschaften aus, deren Aktien den Kassamarkt füllen. Früher, in den Zeiten der großen Spekulation, wurde es als ein Ereigniß angesehen, wenn ein leitendes Papier um etwa 3 Prozent stieg. Jetzt melden die Börsenberichte täglich neue Schwankungen; Kurzdifferenzen von 4, 5, 6, 7 Prozent sind, auch wenn sie von einem zum anderen Börsentag eintreten, keine Seltenheit mehr. Wer die Verhältnisse kennt, wundert sich darüber nicht; heftige Schwankungen bei kleinen Umsätzen gehören nun einmal zum Wesen des Kassageschäftes, bei dem jede Terminspekulation ausgeschaltet ist. Der Zufall und die längst bekannte Thatsache, daß unsere Agrarier, die sich doch für Männer der Praxis ausgeben, ihre Theorien fern von der praktischen

Wirklichkeit erkennen, haben uns eine bemerkenswerthe Erscheinung gebracht: in demselben Augenblick, wo die Schwankungen des Kassamarktes allgemeines Aufsehen erregen, bestreitet ein Agrarierführer die theoretische Möglichkeit solcher Vorgänge. Im Abgeordnetenhaus hat Herr Gamp gesagt, er wüßte nicht, das Verbot des Terminhandels aufgehoben zu sehen, denn die Landwirtschaft *spoko, spokojno, bezopraszchenno* damit *znamenno*; das Verbot *spoko* die der Landwirtschaft unentbehrlichen stabilen Preise gesichert. Die Praxis aber zeigt, auch auf den Getreidemärkten, gerade das Gegenteil. Schon der letzte Jahresbericht der Alttesten der Berliner Kaufmannschaft wies darauf hin, daß die Differenz zwischen den höchsten und den niedrigsten Preisen, die in Berlin 27 Mark betrug, im Ausland, an den Börsen, wo der Terminhandel erlaubt ist, wesentlich geringer war; in Chicago betrug sie 21,3, in Pest sogar nur 17,2 Mark. Und noch größer als in Berlin sind die Schwankungen auf den lokalen Märkten, wo nicht einmal das unvollkommene Surrogat des handelsrechtlichen Lieferungsvertrages hemmend einwirken kann. So differirten nach der amtlichen Statistik die Weizenpreise während des Jahres 1901 in Ostpreußen um 39½, in Pommern um 49, in Posen und Schlesien um etwa 63, in Westpreußen um 58 Mark. Doch man braucht weder auf den Getreidemarkt noch auf den Kassamarkt der Fondsbörse zu blicken, um die äußeren Wirkungen des Terminhandels zu erkennen; das Wesen jedes Terminhandels besteht ja gerade darin, daß er heftigen Preisschwankungen nach oben und nach unten entgegenwirkt, weil er gestattet, unabhängig vom Angebot oder Mangel an Waare die Preise zu bewegen, so daß Nachfrage und Angebot sich über einen größeren Zeitraum vertheilen, als es beim Kassagegeschäft möglich ist.

Oft schon habe ich hier gesagt, durch viele Bestimmungen des Börsengesetzes und ganz besonders durch das Verbot des Terminhandels sei die Macht der Großbanken beträchtlich gestärkt worden. Ein sichtbares Zeichen dieser Macht sind jetzt wieder die wilden Schwankungen, die uns der Kassamarkt zeigt. Wenn, zum Beispiel, eine Bank den Kurs eines Papiers steigern will, so würde, wenn diese Steigerung nicht dem inneren Werth, sondern nur der Profitjucht entspricht, bei erlaubttem Terminhandel eine Gegenströmung aufstauen; umfangreiche Blankoabgaben wären die sichere Folge der Exceßerei. Auf dem Kassamarkt kann solche Gegenströmung sich nicht durchsetzen; da ist der günstigere Fall: die Steigerung geht ohne allzu starkes Schwanken aufwärts. Wandelt die Börsenspekulation aber, wie es fast immer geschieht, die Luft an, ihre Aktien zu verkaufen, um die hastige Hauffentendenz zu hemmen, dann hat die Bank geschwind einen Trumpf zur Verfügung. Da verkaufte Kassa-Aktien sofort geliefert werden müssen, weiß die Bank ganz genau, daß die Verkäufer nach kurzer Frist zu Deckungskäufen um jeden Preis schreiten müssen: sie zieht die Schnur zu und diktiert den in schwierige Lage gebrachten Käufern die Kurse. Das kann sie durch sprunghafte Steigerung erreichen. Ist der Bedarf dann befriedigt, so geht man schnell auf die andere Seite und die Aktien fallen nun eben so rasch, wie sie vorher gestiegen waren. Ohne das Börsengesetz hätte aber der Kassamarkt überhaupt nicht seine heutige Bedeutung erlangt. Früher hielt die große Spekulation sich an ein paar Hauptpapiere und je nach den Signalen, die von den führenden Aktien kamen, stiegen oder fielen die Kurse auf dem Kassamarkt.

Diese große Spekulation, die den Vätern des Börsegesetzes ein Vergerniß war, ist jetzt wesentlich eingeschränkt worden. Geschehen ist aber, was alle Erfahrenen damals ohne Propheetengabe voraussehen konnten: die großen Kapitalisten sind mit ihren Geschäften ins Ausland gegangen und auf dem Kassamarkt tummeln sich jetzt die Kleinen, denen die Kursschwankungen höchst willkommen sind. Früher mußten sie, um 500 Mark zu verdienen, das recht riskante Engagement von 30 000 Mark bis zur zweiprozentigen Steigerung durchhalten; heute brauchen sie nur für 5000 Mark zu kaufen, weil man jetzt auf eine zehuprozentige Steigerung nicht länger zu warten hat als früher auf eine zweiprozentige der von der großen Spekulation bevorzugten Werthe. Und für so kleine Beträge giebt natürlich selbst weniger solventen Leuten der Bankier viel leichter Kredit als für die früher nöthigen großen Summen. Die Spekulation hat sich nicht, wie man hoffte, vermindert, sondern ausgebreitet und wüthet heutzutage gerade in den Schichten, die vor ihrem Gift bewahrt werden sollten. Die Meldung der Börsenberichte, das Publikum theilhaftig sich wieder an dem Kursgeschäft, ist *cum grano salis* zu verstehen. Publikum ist, — sicher; aber fragt mich nur nicht, welches. Es sind die Schaaren, die als Klubhaft in den Wechselstuben herumlungern und die Namen gewerbmäßiger Spekulanten eher verdienen als Viele, die, mit einer beglaubigten Börsenkarte in der Tasche, in die Burgstraße pilgern. Zwischen dem dunklen Gewimmel und der Börse wird die Verbindung von den Bankiercommis hergestellt, deren Weizen heute wieder blüht. Ihren Tipß folgt der kleine Jobber eben so blind wie dem Tip seines Cigarrenhändlers für Hoppegarten oder Karlsdorf. Ein kluger Börsianer rieth mir neulich, ich solle vor schlagen, über die Eingangsthür zur Börse Vergils Worte zu schreiben: *Floctore si nequoo superos, Acheronta movebo*. Der Mann hatte Recht. Da aber vielleicht nicht alle Börsenbesucher Latein verstehen, schlage ich lieber gleich die den Verhältnissen angepaßte Uebersetzung vor: Kann ich nicht die thronenden Götter erreichen, so muß der Commis meiner Lockung weichen.

Plutus.



Notizbuch.

Die swinemärker Depesche war eine Privatäußerung des Kaisers und bedurfte deshalb nicht einer ministeriellen Gegenzeichnung. Der Fürst sprach zum Fürsten, zum Freunde der Freund. Die Depesche soll in München mißverstanden worden sein, soll gar böses Blut gemacht haben? Vöckerlich! Der Prinzregent hat sich ja bedankt; und sein ältester Sohn hat in Posen den Dank wiederholt. Weder Mißverständniß noch Vergerniß. Alles ist in schönster Ordnung. Kein objektiver Beurtheiler konnte glauben, der Kaiser wolle sich in die parlamentarischen Angelegenheiten eines Bundesstaates einmischen. So ungefähr sprach Graf Bülow am neunzehnten Januar im Reichstag. Die ganze Rede des Kanzlers, sagte am nächsten Tag Herr von Bismarck, „enthielt kaum einen einzigen staatsrechtlich, logisch oder thatsächlich haltbaren Satz“. Das war ein gerechtes, in beinahe allen häßliche Worte gefaßtes Urtheil. Der Kaiser hatte die Mehrheit des bayerischen Landtages heftig gescholten,

seine Scheltrede war, trotz dem entschiedenen Widerspruch des münchener Hofes, unter gefälliger Datirung veröffentlicht worden und hatte nicht in Bayern nur, sondern im ganzen deutschen Süden „böses Blut gemacht“. Am Hoflager des Prinzregenten, so hieß es in einer officiösen Darstellung, „hatte man, trotz allem Vorausgegangenen, Dreartiges doch nicht für möglich gehalten; für den Eindruck, der gerade dort durch die Veröffentlichung entstand, sei „die Bezeichnung „Ueberraschung“ auch nicht annähernd erschöpfend.“ Das Alles war längst bekannt. Graf Bülow aber, der lächelnde Philosoph für die Welt der Fassadenkultur, hielt es offenbar für kinderleicht, die ärgerliche Glosse mit seiner bewährten Sator-Arepe-Formel wegzusprechen. Die Braugerste hatte er dem bayerischen Centrum schon geopfert; nun konnte er, gegen alle Tradition, auch verkünden, die preussischen Stimmen würden im Bundesrath für die Beseitigung des lästigsten Theiles des Jesuitengesetzes abgegeben werden; dann noch ein Lobsprüchlein für den „edlen, kunstfertigen“ Prinzregenten, ganz im mobilischen Hymnenstil: und kein Hahn kräht mehr nach der Hochsommergerichte. Es kam wieder einmal anders. Zwar lasen wir bald, der Prinzregent habe dem Kanzler für seine Rede gedankt und alle Bernhardiner bestellt: Na, wie hat er die Sache gebedacht? Noch aber war seit der Oratorenthat nicht ein Monat verstrichen, als Albrecht von Bayern, der bayerische Ministerpräsident sei entlassen worden. Graf Crailsheim ging und der Freiherr von Podewils kam. Zornrufe hallten durch die Holzpapierblätter. Unerhört; den fröhen Dunkelmännern ward ein verdienstlicher Staatsmann geschlachtet. Natürlich brüllten die liberalen Meinungsmacher der Reichshauptstadt munter mit; wann hätten sie je eine irgend erreichbare Dummheit gemieden? Daß eine politische Partei ihre Macht rücksichtslos braucht, daß sie nicht nur schwadroniren, sondern wirken will, wurde ihr als Verbrechen angerechnet. Daß ein Minister, dem die Parlamentsmehrheit oft deutlich ihr Mißtrauen ausgedrückt hat, vom Blay weichen muß, schien den selben Leuten, die sonst für parlamentarische Regierung schwärmen, nun eine nationale Schmach. Ueber solche Albernheit ist nichts zu sagen. Selbst der Todfeind muß dem bayerischen Centrum bestätigen, daß es in diesem Fall klug und energisch gehandelt hat, — genau so, wie in England seit Jahrhunderten starke Parteien handeln; und der alte Herr Quitpold wäre kein gewissenhafter Regent gewesen, wenn er einen der Volksmehrheit verhassten Minister eigensinnig gehalten hätte. Der Freiherr von Podewils soll ein pechschwarzer Klerikaler sein; nicht sehr wahrscheinlich, denn im Hause Bismarck, dem er von vierundzwanzig Jahren von Rom aus den jungen Dr. Schweninger empfohlen hatte, wurde sein Name als der eines ruhigen und zuverlässigen Patrioten gern genannt. Die Prognosen, mit denen die Presse neue Minister begrüßt, sind ja fast immer falsch; amnoch lebendige Beweise: die Grafen Posadowsky und Bülow, von denen der Erste eine Null, der Zweite ein großer Staatsmann sein sollte. Und wenn der Augurenpruch diesmal nicht irrte: die Mehrheit des Bayernvolkes hat schließlich das Recht, so „klerikal“ regirt zu werden, wie es ihren Wünschen und ihrer politischen Macht entspricht, und der Norddeutsche, der dieses Recht bestreitet oder begrenzt, darf nach dem Kranz der Weisen nicht langen. Mag sein, sagt Mancher; doch Crailsheims Sturz bedeutet einen Sieg des Partikularismus; Bayern wird im Bundesrath künftig nicht mehr ein so bequemer Genosse sein. Darauf ist zu antworten: Das wäre ein Glück für das ganze Reich. Das hat schon Bismarck gewünscht; und die Leute, die ihn täglich citiren, sollten solche Wandlung herbeiführen. Il y a sagots et sagots; es giebt auch verschreibene

Sorten von Partikularismus. Gerade Graf Crailsheim trägt die Hauptschuld an der antiüberlinischen Stimmung, die in Bayern herrscht; er war viel zu willfährig, viel zu geneigt, sich berliner Wünschen und „Eröffnungen“ des schneidigen Grafen Monts (der in Rom hoffentlich weniger neuborussisch auftritt) zu fügen; er wollte stets vermitteln, verkleben, Konfliktspuren (und an den allerpersönlichsten Konflikten hats während der letzten dreizehn Jahre bekanntlich nicht geschelt) sauber wegharken und in der Wilhelmstraße als ein verträglicher Gehilfe gelten. Wenn sein Nachfolger die Selbständigkeit des zweitgrößten Bundesstaates sorgsamer wahr, wenn er nichts ohne seine Mitwirkung geschehen läßt und jedem Schritt, der ihm unheilvoll scheint, tapfer und laut widerspricht: dann erst wird Bayern endlich eine Renaissance der Freude am Reiche erleben, dessen liberaler Charakter — kein Unbefangener kann es leugnen — heute an manchen Stellen ja fast schon vergessen ist. Nur Thoren können, wie einem nationalen Verlust, einem Minister nachtrauern, während dessen Regierung es dahin kam, daß Herr Anton Memminger, unter dem Beifall seiner großen Bauerngemeinde, sagen durfte, der Kaiser sei in Bayern der unpopulärste Mann. Nein: wir wollen uns freuen, wenn Süddeutschland kräftiger in die Reichspolitik eingreift und die berliner Manager sich täglich fragen müssen, ob sie im Bundesrath nicht auf Schwierigkeiten stoßen werden. Noch kann die Frage nicht beantwortet werden, ob Herr von Podewils der rechte Mann für diese nicht leichte, aber sehr dankbare Aufgabe ist. Doch auf die rednerischen Bemühungen des Kanzlers mußte man, ehe der Mond noch gewechselt hatte, schon mit einem heiteren, einem nassen Auge zurückblicken. Die bayerische Krisis war die direkte Folge der swinemünder Depesche. Graf Crailsheim ist kein eiserner Nadel, kein Bronzefels; er hätte sich, da er an seinem Amt hing, mit dem Centrum in der Stille allmählich wieder geeinigt. Da kam die Depesche. Man nahm dem Ministerpräsidenten übel, daß er, ohne zu protestiren, die Landtagsmehrheit vom ersten der deutschen Bundesfürsten öffentlich scheitern ließ, daß er die Publikation der Depesche nicht zu hindern vermochte und den greisen Negenten obendrein noch bestimmte, dem Vertheidiger dieser Publikation einen Dankbrief zu schreiben. Dieser von den Offiziösen gepriesene Dankbrief wurde sein Verhängniß. Die Kollegen warfen dem Präsidenten vor, er habe versäumt, sie zu fragen, bevor er *urbi et orbi* die Thatsache melden ließ, daß der Regent dem Kanzler gedankt habe; und am Ende sah Prinz Luitpold selbst ein, daß sein erster Minister ihm keinen guten Dienst erwiesen hatte. Ist die Depesche, die solche Folgen hatte, nun wirklich eine Privatkundgebung, „die nicht den Charakter eines Staatsaktes trägt“ und für die der Kanzler höchstens eine „moralische Verantwortung“ zu übernehmen hat? Ist sie namentlich im Sinne der Entschieden, denen der bayerische Ministerwechsel einen Sieg des finsternen Akerikalismus und bössartigsten Partikularismus bedeutet? Kein erfommener Schulfall konnte deutlicher zeigen, wie unhaltbar die ganze Konjektur des Grafen Bülow ist. Er war mit in England, als, kurz vor dem Ausbruch des Burenkrieges, der Kaiser in Windsor mit Chamberlain die Unterredung hatte, als deren Ergebnis der britische Kolonialminister ausplauderte, ein deutsch-englisches Bündniß stehe bevor. Ich bin an dieser Auffassung unschuldig, sagte der Kanzler den fragenden Pressfreunden; und ohne meine Mitwirkung giebt es keine gültigen Staatsakte. Sehr schön; aber aus dieser Zeit stammt die Verstimmung der Briten, die Deutschlands Industrie und Handel so theuer bezahlen muß. Sie wurde, trotz allen während des Burenkrieges erwiesenen Gefälligkeiten, verstärkt, als bekannt

wurde, daß der Kaiser dem Zaren durch Flaggen-signale zugerufen hatte: „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans“. Nikolai antwortete frostig: „Glückliche Reise!“ Die Engländer aber waren von solcher Auftheilung der Weltmeere, die erst nach dem Zusammenbruch Großbritanniens Wirklichkeit werden könnte, natürlich noch weniger entzückt. Auch damals war der Kanzler im Gefolge des Kaisers. Privatkundgebungen? Dann wird Mancher neugierig fragen, wo nun eigentlich der Bereich wichtiger Staatsaktionen anfängt. Graf Bülow glaubt sicher ja, was er sagt; leider fehlt ihm das Augenmaß, das nöthig ist, um die Wirkung persönlichen und politischen Handelns zu schätzen. Seine Wetteransage ist allzu oft falsch. Schon einmal wurde deshalb hier an die tragikomische Nachtaventure erinnert, die er auf der Seefahrt ins Heilige Land erleiden mußte. Trotz der Warnung hatte der an der Wasserkante Geborene vergessen, die Luken seiner Kabine fest zu schließen. Peßelnd war das Wasser in den schmalen Raum gedrungen. Und mitten in der Rässe stand, nur mit dem Nachthemd bekleidet, triefend des Deutschen Reiches Kanzler und schrie mit dem ganzen Aufgebot seiner Lungenkraft: „Feuer!“

Unter der falschen Schätzung der Möglichkeiten und der Hindernisse leiden auch die Versuche, in den preussischen Ostmarken „das deutsche Element zu stärken“. In Posen ist ein Bibliothekspalast gebaut, soll ein Theater und ein Kaiserschloß gebaut werden. Wer keine wirkliche Handlung erfinden kann, sorgt wenigstens für prächtige Dekorationen. Nur heißt man mit solchen hübsch gefärbten Mitteln noch nicht einmal die winzigste Hautrithwunde. Jeder für diese steinernen Schaugeräthe ausgegebene Pfennig ist nutzlos verthan; eine staatliche Fabrik brächte der Provinz und dem Deutschtum mehr Gewinn als ein Duzend Prachtgebäude. Jetzt ist der Oberpräsident, Herr von Bitter, weggeschickt worden. Das war zu erwarten; er hat mehr als einmal einen über das Gewohnte hinausgehenden Mangel an Geschäftlichkeit gezeigt, wurde vom Kaiser schon im Sommer mit Vorwürfen überhäuft und im Landtag jetzt vom Minister des Innern gegen die schwersten und größten Anschuldigungen nicht mit einer Silbe vertheidigt. Ganz falsch aber ist, ihn als einen unfähigen und unwissenden Bureaufkraten hinzustellen; als er nach Posen gesandt wurde, sagte Riquel, der seine Leute kannte und die Bureaufkraten haßte: „Das ist das Beste, was wir haben.“ Und auch die Kollegen hielten Bitter für einen sehr tüchtigen, nur persönlich nicht sehr angenehmen Beamten. Ein Bedenken, das gegen seinen Kandidaten sprach, hatte Riquel überhört. Herr von Bitter ist nicht rein arischer Abkunft und hat sich, wie es scheint, gerade deshalb allzu eifrig um die Gunst des Agraradels beworben. Ganz leicht aber wurde ihm sein Amt auch nicht gemacht; ein Stärkerer wäre durch die Unstetigkeit einer herumhorschenden, herumtastenden Regierung nervös geworden. Immerhin hatte er eine unglückliche Hand und war nicht zu halten. Ueber die drei „Fälle“, die ihm besonders die angekreidelt wurden, ist nachgerade genug geschwätzt worden. Den Provinzialsteuereudirektor Pöhnig hat der Finanzminister Freißner von Rheinbaben endgiltig abgethan; sein stärkstes Argument war im August auch hier schon angeführt worden: in dem Augenblick, wo Pöhnig, um einem Disziplinarverfahren auszuweichen, den Abschied erbat, hatte er seinen Rechtsanspruch verwirkt. Selbst die liberale Presse nennt denn auch den Namen ihres Hundstagshelden nicht mehr und der Hintertreppentoman von der Feldwebeltochter ist neben anderen Blamagen bestattet. Dafür gehen nun dunkle Gerüchte von Gräu-

thaten des Majors Endell: er habe öffentliche Gelder schlecht verwaltet, terrorisire die ganze Provinz, schädige das Deutchthum und habe den Landrath von Willich in den Tod getrieben. Was wahr, was falsch an diesem Geraun ist, läßt sich, trotz allen Schreibereien, von fern nicht erkennen. Ist der Mann so fürchterlich, dann soll man ihn unschädlich machen; und kann man seine Schuld nicht beweisen, dann soll man uns mit dem zwecklosen Geplär verschonen. Herr von Willich mag der liebenswürdigste, ehrlichste Mann von der Welt gewesen sein: ein Neurastroniker, der sich erschleht, weil er angegriffen und von einem Theil des Adels boycottirt wird, pochte nicht als Landrath in die Provinz Posen. (Das Amüsanteste an diesen kläglichen Geschichten war die Episode Pobjelski. Der Landwirtschaftsminister wurde beschuldigt, Herrn Endell zu gut, Herrn von Willich zu schlecht behandelt zu haben, — beschuldigt von den Offizieren des Kanzlerhauses. Der Mündige merkte: da soll Einer ans Messer geliefert werden. Doch der Vater des unvergänglichen Wortes vom Kaufkanal ist behend: an dem Tage, da er so schwerer Sünden geziehen ward, hielt er, ohne ersichtlichen Grund, eine zornige Rede gegen den Bund der Landwirtschaft; dadurch war er, für eine Weile wenigstens, unangreifbar, war er am Hof und in der liberalen Presse zugleich persona grata geworden. Allerliebste, nicht wahr?) In all diesen Fällen hat die Haltung der Regierenden nur den Polen Freude bereitet. In Berlin aber nennt man solches Freilichteliven: „Debung des Lthens“. Nun wird ein neuer Oberpräsident nach Posen kommen. Daß er fähiger sein wird als die Herren Wilamowicz und Bitter, ist kaum anzunehmen; wahrscheinlich werden wir, wenn er sich eingearbeitet hat, über ein Kleines das selbe oder ein sehr ähnliches Spektakel erleben. Und auch für Westpreußen scheinen die Tage der Hoffnung vorbei zu sein. Gustav Köhler wußte, daß nur Industrie-Geld ins arme Land bringen, eine neue Industrie sich ohne Staatsaufträge im Osten einstweilen aber nicht halten könne; so lange er aufrecht war, mühte er sich, Staatsbetriebe und Staatsbestellungen nach Westpreußen zu ziehen. Sein Nachfolger, Herr Delbrück, der als Staatsbeamter und Oberbürgermeister seit Jahren in der Provinz lebt, die Verhältnisse also genau kennen mußte und keiner Schonzeit bedarf, reist umher und lobt in schönen Reden die Industriellen, die ohne Staatshilfe vorwärts gekommen seien. So that er in Braubenz; und Elbing — die Danziger Zeitung meldet es eben — ist ihm „ein Vorbild dafür, wie sich eine Stadt ohne staatliche Hilfe zur blühenden Industriestadt entwickeln könne.“ Muß denn immer geredet werden? Der Minister sollte den Oberpräsidenten ad audiendum verbum nach Berlin citiren und ihm sagen: „In Elbing blüht, außer der von sechzig berliner Väden ernährten Tabakfabrik von Voester & Wolff, nur das Unternehmen der Firma Schickau, die bekanntlich von Staatsaufträgen lebt; alles Andere ist unbeträchtlich oder ungesund; ich ersuche Sie höflich, die industriellen Verhältnisse Ihrer Provinz gründlich zu studiren und uns dann Vorschläge zu einer verständigen und wirksamen Industriepolitik zu machen“. Schließlich ist's doch nicht gar so schwer, einzusehen, daß die Ostmarken vor der Slavisirung nur bewahrt werden können, wenn der Wohlstand der Deutschen gehoben wird. Aber man muß wissen, was man will, und darf sich nicht mit dekorativen Eintagswürkungen zufrieden geben. Und man muß in die gefährdeten Provinzen Männer schicken, die nur die Sache wollen, nicht sich, und die das Leben ertragen, selbst wenn sie nicht in jeder Woche dreimal als Erfinder genialer Gedanken und Retter des Reiches mit papierne[m] Vorber gekrönt werden.

Da wir gerade von Preßkatsch reden: wie stehts eigentlich mit der merkwürdigen Schaumweingeschichte, von der zuerst so viel und zuletzt so wenig geredet wurde? Das Schiff, dessen Pathin Miß Roosevelt war, sollte mit deutschem Sekt getauft worden sein. Die deutsche Firma, die ihn geliefert haben sollte, beschwor es feierlich in Reklamenotizen und berief sich auf das Zeugniß des Botchafters, des inzwischen unsanft entfernten Herrn von Holleben. Nein, rief der französische Konkurrent: ich habe den Sekt geliefert und kann beweisen, daß aus meiner Kulle der Lauffaß rann. Welche Lügen, hieß es; kein Patriot kann zweifeln, wem er zu glauben hat. Der Gigantenkampf tobte in einträglichem Insuperaten weiter. Dann aber kam er vor das zuständige Gericht: und nun wurde unsere Presse plötzlich stumm. Nur durch die Unvorsichtigkeit eines Nachtrebakteurs erfuhrt man, daß die französische Firma gesteht habe, das deutsche Schiff also mit Franzosensekt getauft worden war. Es ist unfreundlich, des Räthfels Lösung uns noch länger vorzuenthalten. Die deutsche Firma muß ihrer Sache doch sicher gewesen sein; sonst hätte sie den Prozeß vermieden. Boshafte Menschen behaupten, daß die Geschichte arg nach dem Pfropfen schmeckt.

Des Kaisers Brief über den Offenbarungsglauben und die Keilschriftenforschung hat nicht nur bei Demen Beifall gefunden, die ihn immer loben. Herr Karl Zentsch schreibt mir: „So wenig mir die meisten der Reben gefallen, mit denen es dem Kaiser beliebt, den Spöttern Vergnügen, seinen getreuen Dienern aberummer und Verlegenheiten zu bereiten: sein Glaubensbekenntniß gefällt mir gut. Die Unterscheidung der allgemeinen Offenbarung Gottes in der Menschenvernunft und in der Weltgeschichte und der besonderen durch die Propheten und durch Christus bildet den Kern der von den Alexandrinern Klemens und Origenes begründeten christlichen Geschichtsbetrachtung, die der Lauf der Dinge in den seitdem verfloffenen siebenzehn Jahrhunderten bestätigt hat; und die Unterscheidung des Göttlichen und des Menschlichen in der Bibel ist das positive Ergebniß der negativen Bibelkritik, das an die Stelle des lutherischen Glaubens an die Buchstabeninspiration zu treten hat. Zu beiden Ideen bekenne auch ich mich in den Betrachtungen, die ich im Jahrgang 1898 der ‚Grenzbote‘ über die Bibel veröffentlicht habe, und in denen über Heilenenthum und Christenthum, die nächstens in Buchform bei Brunow in Leipzig erscheinen, der auch meine ‚Geschichtsphilosophischen Gedanken‘ jetzt in zweiter Auflage herausgibt.“

Pollx Austria braucht uns um unsere Parlamentssitten bald nicht mehr zu beneiden. Am Landtag wird Herr von Poddieński von einem Abgeordneten an den Laufekanal erinnert. Er weiß nicht, sagt er, ob er das Wort gesprochen hat; vielleicht, sagt er, vielleicht auch nicht. Ein zweiter Abgeordneter kommt mit der selben Kipelrede. Der Minister wird wild. Die Herren, sagt er, die dieses Wort so gern anwenden, müssen zu dem darin erwähnten Thier doch sehr enge Beziehungen haben. Niemand wehrt sich. Offenbar denkt Jeder: der gute Ton in allen Lebenslagen zielt den Minister mehr noch als den nicht excellirenden Bürger. Sonst wäre sicher eine Interpellation ins Hohe Haus gebracht worden: „Welche Mittel gedenkt die Königliche Staatsregierung dagegen zu ergreifen, daß ein Minister Seiner Majestät den vom Volk erwählten Abgeordneten in öffentlicher Sitzung vortwirft, sie hätten Läuse?“

Nach einer lustigen eine ernste Geschichte. Vor ein paar Wochen lajen wir, der Kaiser wolle im Berliner Thiergarten einen Platz, der den Namen Großer Stern trägt, mit neuen Denkmalen schmücken. Eine Fortsetzung der Pappenallee, dachte Mancher und verhielte sich schweigend sein Haupt. Die Pläne, vernahmen wir, seien schon fix und fertig und die Arbeiten an „bewährte Künstler“ vertheilt. Schade um den hübschen Platz. Wie aber konnten die Aufträge denn vergeben sein, da der Kultusminister doch vom Landtag noch kein Geld für die Sache gefordert hatte? Wenn das Abgeordnetenhaus nun die Nachforderung ablehnte? Unsinn, sagten Andere; auch diesmal wird der Kaiser selbst die Künstler bezahlen und die Denkmale seiner Hauptstadt schenken. Langsam sickerte neue Kunde durch. Die Große Berliner Straßenbahn, hieß es, bezahlt die Ausschmückung des Platzes. Gärtnereiarbeit, Monumente, Allee; und verlegt obendrein noch ihre Linien. Sonderbar. Die der Firma Loewe affiliirte Große Berliner ist eine Aktiengesellschaft. Was werden die Aktionäre zu dem Einfall sagen, auf ihre Kosten Denkmale zu errichten? Als die Frage gestellt war, kam die Direktion mit der Sprache heraus. Die Aktionäre, ließ sie glissiren, werden nicht klagen. Uns war befohlen worden, für die Strecke am Großen Stern auf die Oberleitung zu verzichten und den elektrischen Strom von unten heraufzuleiten. Das wäre sehr theuer geworden; sehr. Seit wir uns bereit erklärt haben, die Kosten des Monumentalschmuckes zu tragen, ist der Befehl zurückgenommen worden. Die Aktionäre werden also nicht klagen, denn wir kommen, trotzdem wir unsere Linien um den Schmuckplatz herumführen, jetzt immer noch billiger weg; viel billiger. Eine merkwürdige Geschichte, die sich kein Witzblatt entgehen ließe, wenn sie aus einer südamerikanischen Republik gemeldet würde; nun, da sie in unserem Boden wuchs, nimmt man sie wie die einfachste, natürlichste Sache von der Welt hin. Und doch ist sie eigentlich nicht so ganz einfach. Ist die unterirdische Stromleitung unnöthig, dann durfte man sie nicht amtlich fordern; ist sie nöthig, dann durfte man sich durch ein Gesetz nicht von der Forderung abbringen lassen. Seit wann ist in Preußen Sitte, daß der Staat von Aktiengesellschaften Werthgeschenke annimmt? Daß er Verfügungen zurückzieht, weil das davon bedrohte Geschäftsunternehmen sich verpflichtet, sechs oder acht Denkmale zu errichten? Mit dem selben Recht könnte ein Theatergebäude, das als feuergefährlich gesperrt werden sollte, im Betrieb gelassen werden, weil der Besitzer versprochen hat, dem Reich ein Torpedoboot zu schenken. Und wer kam denn auf den artigen Plan? Jemand muß doch zuerst der Gedanke entstanden sein. Herr Isidor Loewe ist doch gewiß nicht zu dem aus seinen Bureauz ins Ministerium beförderten Herrn Budde gegangen und hat gesagt: Hören Sie mal, liebe Excellenz, die Unterleitung wird uns zu theuer; wie wärs, wenn wir eine Summe zur Ausschmückung des Großen Stern hergäben und die Verfügung dann zurückgenommen würde? So wars sicher nicht; dann hätte der Kaiser nicht Loewes Fabriken besucht und dem Chef den Rothen Adler verliehen. Wie aber wars? Die Zeitungsmacher sind sonst so neugierig; diesmal ist ihre Discretion geradezu bewundernswürdig. Und dabei sind sie der Großen Berliner Straßenbahn gar nicht grün. Vielleicht fragt Herr Richter im Landtag mal die löbliche Staatsregierung, ob die Geschichte erfunden oder wirklich in Preußens Hauptstadt passiert ist. Ist sie wahr, dann sollte die Hauptgruppe am Großen Stern in leuchtenden Goldlettern wenigstens die Inschrift tragen: „Die dankbaren Aktionäre der Großen Berliner den huldvollen Oberleitern des Vaterlandes“.